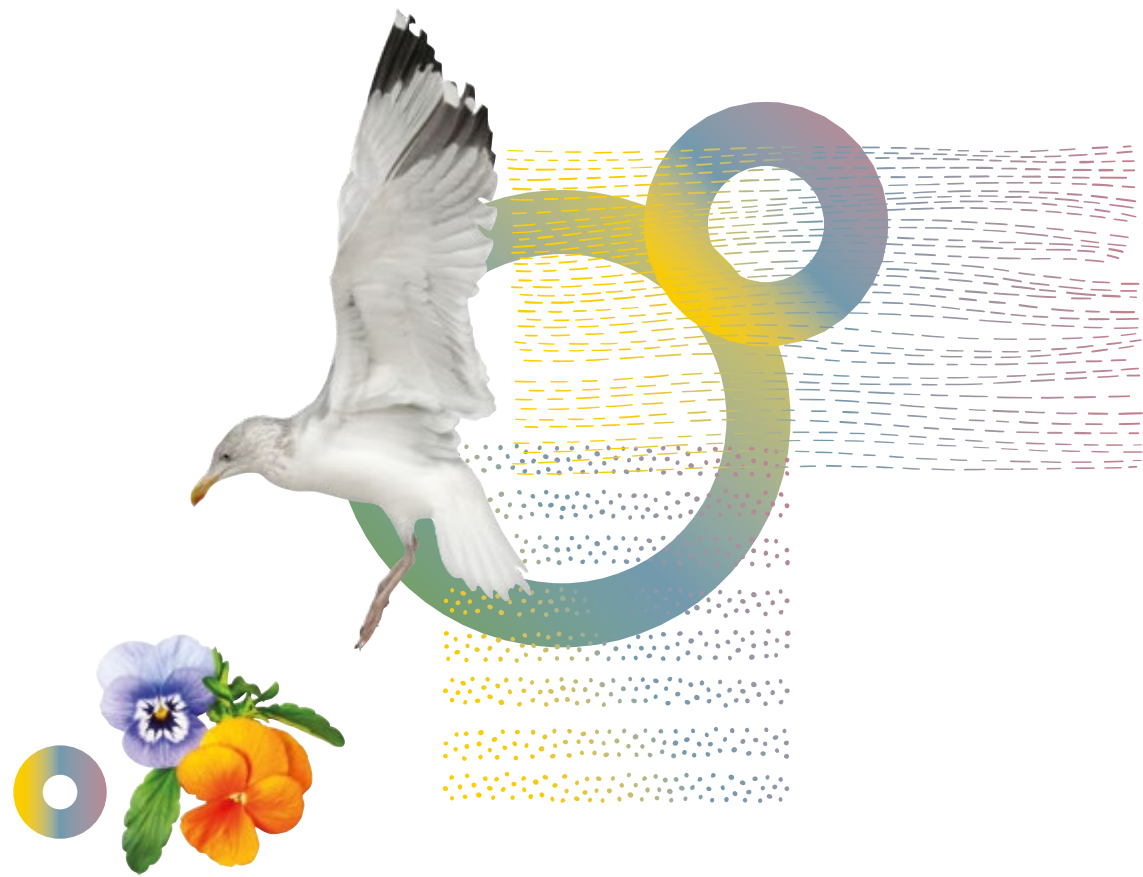




StadtLandFluss



Impressum

Redaktion: Julia Niles (V.I.S.D.P.), Sarah Schuppener
Lektorat: Die Zeichen | Manufaktur
Artidirektion: Claudia Weinhold
Gestalterische Unterstützung: Katja Hoffmann
Druck: Bonifatius GmbH

Herausgeber: Dr. Mandy Pastohr, Geschäftsführerin,
RKW Rationalisierungs- und Innovationszentrum der
Deutschen Wirtschaft e. V., RKW Kompetenzzentrum,
Düsseldorfer Straße 40 A, 65760 Eschborn

www.rkw-kompetenzzentrum.de



Gefördert durch:

Bundesministerium
für Wirtschaft
und Energie
aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Kontakt zur Redaktion:
magazin@rkw.de, 06196-495 0, www.rkw-magazin.de

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit behalten wir uns vor, das generische Maskulinum zu verwenden. Diese Formulierung umfasst gleichermaßen alle Geschlechter und alle werden damit selbstverständlich gleichberechtigt angesprochen. Externen Autoren ist der Umgang mit der geschlechtsneutralen Schreibweise freigestellt. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die in diesem Magazin enthaltenen Angaben werden nach bestem Wissen erstellt und mit großer Sorgfalt auf ihre Richtigkeit überprüft. Trotzdem sind inhaltliche und sachliche Fehler nicht vollständig auszuschließen. Das RKW übernimmt keinerlei Garantie für die Richtigkeit, Aktualität und Vollständigkeit der bereitgestellten Informationen.

Erscheinungsweise: 4 x jährlich;
Auflage dieser Ausgabe: 7.000

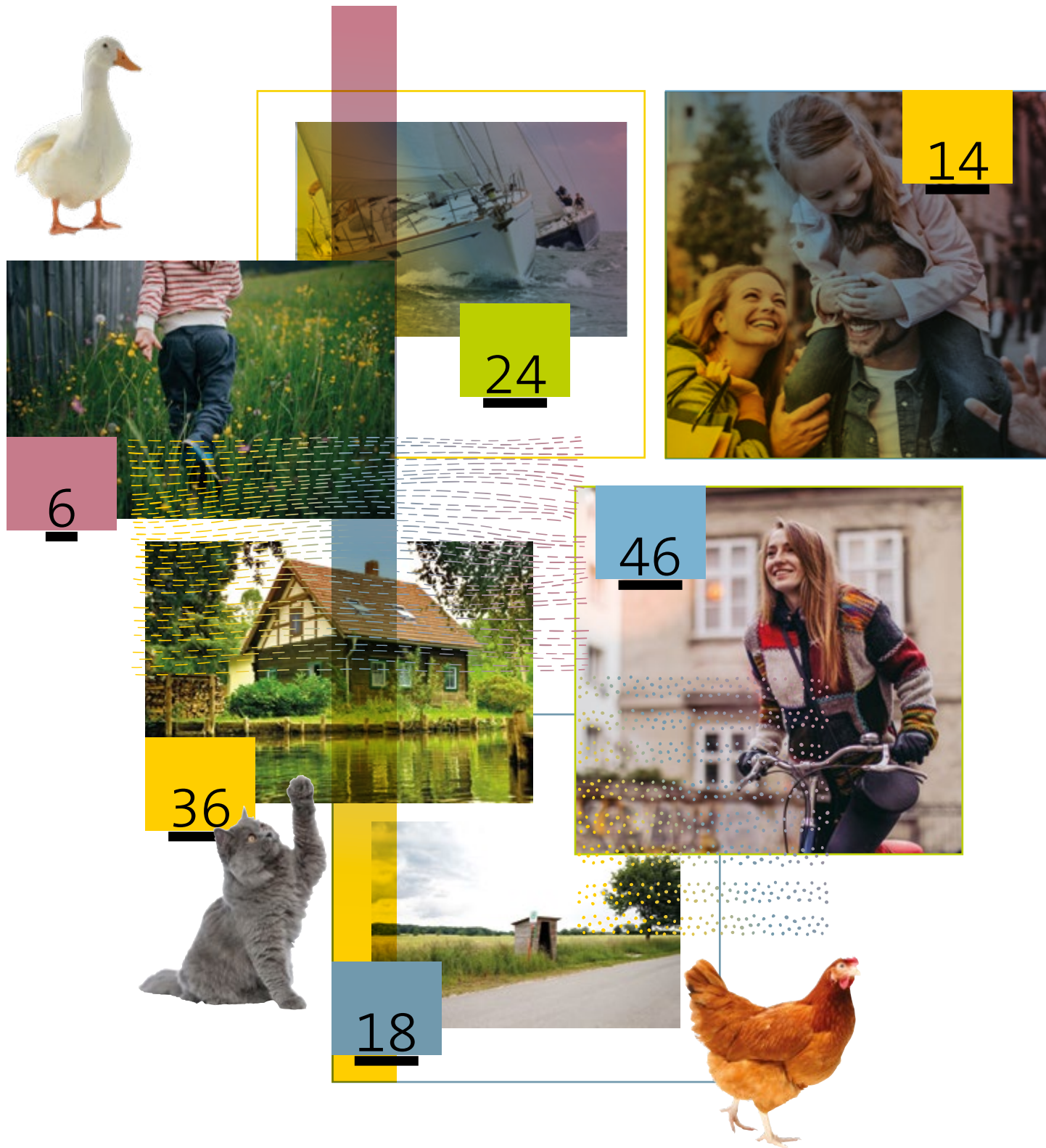


Bildnachweise:

iStock: suriya silsaksom (S. 1, S. 6, S. 8, S. 35), Antagain (S. 2, S. 9, S. 28, S. 30), AleksandarNakic (S. 6, S. 46), ollo (S. 10, S. 12), ycs shooter (S. 10, S. 12), Geber86 (S. 4, S. 15 - 16), golero (S. 16, S. 46), lowkick (S. 4, S. 19), c1a1p1c1o1m1 (S. 19), Kaphoto (S. 19, S. 35), dmbaker (S. 25 - 27), Txema_Gerardo (S. 4, S. 25, S. 27, S. 32), Daniel Lange (S. 28 - 30), PPAMPicture (S. 28, S. 32, S. 35), cloudnumber9 (S. 32), La-locracia (S. 32 - 33, S. 35), Katsiaryna Pleshakova (S. 34 - 35), Vitalii Hulai (S. 35), Kerrick (S. 36), elxeneize (S. 36), Shaiith (S. 38 - 39), Lisa5201 (S. 40 - 41), feedough (S. 41), richard-schramm (S. 53), 3d_kot (S. 54), nidwlv (S. 54), GlobalP (S. 1 - 63), bazilfoto (S. 1 - 63), firina (S. 1 - 63)



Regionale Unterschiede



Liebe Leserin, lieber Leser,

A ... stopp. P. Also los. Eine Stadt mit P, das ist leicht. Prag. Ein Land? Polen. Ein Vorname? Paula. Ein Tier ... Polarfuchs. Das haben die Anderen bestimmt nicht, oder doch? Beruf? Programmierer. Soweit so gut, aber ein Fluss mit P? Leere in meinem Kopf.

Ich finde, gerade bei Stadt-Land-Fluss fällt immer wieder auf, wie wenig wir eigentlich über unser Land wissen. Wie heißen denn all die Flüsse, die durch Deutschland fließen, wo sind denn all die Dörfer, kleineren Städte oder Gemeinden, von denen wir garantiert schon einmal gehört haben, die aber, wenn man sie braucht, um die Tischnachbarn so richtig blass aussehen zu lassen, im Nebel unseres Gedächtnisses verschwinden. Und wenn man schon die Städte und Flüsse mit P nicht parat hat, was sagt das über unser Wissen über diese so vielfältigen Orte in unserem schönen Land aus? Auch aus Unternehmenssicht!

Wo wohnen die kreativen Köpfe und brüten über Innovationen und neue Geschäftsideen? Wo lasse ich mich als produzierendes Gewerbe am besten nieder? Wo finde ich passende Fachkräfte? In welcher Region gibt es hohe Krankenstände? Wo wird Digitalisierung vorangetrieben? Welche geografischen Gegebenheiten können entscheidend für den Wohlstand eines ganzen Landstrichs sein?

Was geht wo und wo gibt es Herausforderungen, über die wir uns den Kopf noch nicht zerbrochen haben?

Deutschland ist mehr als nur Metropole. Deutschland ist grün. Deutschland ist Dorf. Deutschland ist urban und weltoffen, aber auch verträumt und wie man so schön sagt: j. w. d. – ganz weit draußen. Es geht nicht darum, anzugleichen, sondern vielmehr die Ecken und Kanten zu sehen und das Beste aus ihnen zu machen. Und ganz nebenbei sichern wir uns durch mehr Kenntnis über unser Land auch einen ganz entscheidenden Wettbewerbsvorteil bei Stadt-Land-Fluss.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine angenehme und inspirierende Lektüre!

Ihre



Dr. Mandy Pastohr
Geschäftsführerin

6 LEITARTIKEL

Eine kleine Geschichte der regionalen Unterschiede

10 INTERVIEW

Ab aufs Land!

14 GASTBEITRAG

Mach mal! Zukunft!

18 RKW EXPERTISE

Aufschwung Ost ja – Angleichung noch nicht – Stimmung schlecht

24 GASTBEITRAG

Stadt, Land, Fluss – Wohlstand durch Wasser? Eine Bestandsaufnahme

28 RKW HISTORIE

„Erst einmal Unternehmertum lernen“

32 STATISTIK

Ach was! Echt?

36 UNTERNEHMENSPORTRAIT

„Spreewaldgurken hatten Lieferschwierigkeiten, leider.“

40 RKW EXPERTISE

Stadt, Land ... Gesundheit

46 RKW EXPERTISE

Wo sich Deutschlands Gründer wohl(er) fühlen

52 KOLUMNE

Deutschland einig Abendbrotland. Eine Ode an die Stulle!

54 AUS DEM RKW

RKW Impulse – denn die Zukunft wartet nicht

60 RKW NEWS

62 RKW TERMINE

63 RKW ANGEBOTE

Eine kleine Geschichte der regionalen Unterschiede in Deutschland

... und wie wir die Zukunft aktiv gestalten können!

Deutschland gilt als Industrienation. Und das auch nicht erst seit gestern. Die heutigen raumwirtschaftlichen Strukturen und damit einhergehenden regionalen Unterschiede wurden maßgeblich durch den Aufstieg der Schwerindustrie, des Maschinen- und Fahrzeugbaus, der chemischen Industrie sowie der Luft- und Raumfahrtindustrie während der letzten knapp 200 Jahre geprägt. Und die heutigen regionalwirtschaftlichen Unterschiede sind die Folge des langfristigen Zusammenspiels von Basisinnovationen, natürlichen Ressourcen und politischen Entscheidungen. Dieser folgende kurze Rückblick zeigt, dass Regionen häufig dynamische Auf- und Abstiege durchlaufen, die mehrere Jahrzehnte in Anspruch nehmen. Und er liefert gleichzeitig die Erkenntnis, dass Wirtschaftsförderung und -entwicklung eine langfristige Perspektive benötigen – auch in Hinblick auf die Digitalisierung.

Es war einmal ... vor 50 Jahren: Deutschland ist auf dem industriellen Höhepunkt und das Internet wird geboren

Im Jahr 1970 erreichte die industrielle Beschäftigung in Deutschland mit einem Anteil von 48,9 Prozent ihren bisher höchsten Stand. Grundlage für die voranschreitende Bedeutung der industriellen Wertschöpfung waren Technologien wie die Dampfkraft und die Eisenbahn, die bereits im 18. Jahrhundert entwickelt wurden. Die Entfaltung ihrer Wirkung hatte somit viele Jahrzehnte in Anspruch genommen. In Deutschland manifestierte sich die Montanindustrie vor allem im Ruhrgebiet, damals einem der größten industriellen Ballungsräume Europas. Fast zeitgleich bastelte ein Team der US-amerikanischen Forschungsbehörde ARPA (Advanced Research Projects Agency) an der Vernetzung von räumlich getrennten Computern. Im Herbst 1969 wurde schließlich die erste digitale Botschaft von der University of California (UCLA) an das Stanford Research Institute übermittelt. Der 29. Oktober 1969 gilt dabei als Geburtsstunde des Internet in einer Region, die erst einige Jahre später als „Silicon Valley“ weltweit bekannt werden sollte. Außerhalb dieser Region wurde die Erfindung praktisch nicht wahrgenommen, denn der wirtschaftliche Boom konzentrierte sich damals auch in den USA auf die wohlhabenden industriellen Zentren. Die Potenziale der Technologie waren selbst durch das Forscherteam in keiner Weise absehbar.

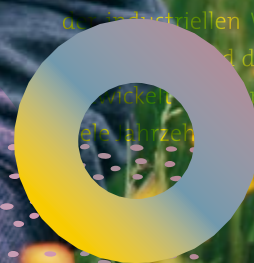


Autor:

Dr. Matthias Wallisch ist stellvertretender Leiter des Fachbereichs

„Gründung und Innovation“ beim RKW Kompetenzzentrum. wallisch@rkw.de

Es war einmal ... vor 50 Jahren: Deutschland ist auf dem industriellen Höhepunkt und das Internet wird geboren



Basisinnovationen bestimmen den Rhythmus wirtschaftlicher Entwicklungsprozesse

Basisinnovationen und die daraus resultierenden Technologien brauchen also häufig Jahrzehnte, um ihre Wirkung zu entfalten und einen maßgeblichen Einfluss auf die räumliche Entwicklung der Wirtschaft zu nehmen. Während sich in bestimmten Regionen der Wohlstand auf Basis der dominierenden Schlüsseltechnologien in vollem Umfang entfaltet („im Ruhrpott glühen die Hochöfen“), entstehen – häufig in ganz anderen Regionen – Innovationen, die das Potenzial haben, wirtschaftliche Strukturen nachhaltig zu verändern („in Kalifornien tüfteln Forscher an der Vernetzung von Computern zur Datenübertragung“). In der Retrospektive lassen sich derartige Entwicklungsprozesse mit der Theorie der langen Wellen erklären. Anhand der nachgezeichneten Evolutionspfade von Technologien und deren ökonomischer Nutzung in den letzten zweihundert Jahren wird die Grundannahme abgeleitet, dass in größeren zeitlichen Abständen (ca. alle 40 bis 60 Jahre) Basisinnovationen auftreten, durch die neue Wirtschaftszweige entstehen und sich dadurch die Art und Weise der Wertschöpfung tiefgreifend verändert.

Drei Kriterien sind wesentlich für die Definition. Basisinnovationen ...

- ... sind eng vernetzte Technologiebündel (= wissenschaftliche Entdeckungen und praktische Erfindungen), welche in Kombination die Entstehung von völlig neuen Prozessen, Produkten und Dienstleistungen ermöglichen.
- ... übernehmen über viele Jahre hinweg die Rolle des Motors im wirtschaftlichen Entwicklungsprozess.
- ... führen zu einem gesamtwirtschaftlichen Prozess der Neuorganisation, auch in Hinblick auf die räumliche Verteilung von Wertschöpfung und Innovation.

Basisinnovationen sind somit ein wesentlicher Faktor für den Aufstieg und Abstieg von Regionen und deren wirtschaftliche Leistungsfähigkeit.



Von der rohstofforientierten zur wissensintensiven Wertschöpfung

In Deutschland haben sich im Zuge der langen Wellen die heutigen wirtschaftlichen Agglomerationsräume herausgebildet: Die erste lange Welle (ca. 1790 – 1845, Dampfkraft und Textilindustrie) konzentrierte sich vorwiegend auf England. Während der zweiten langen Welle (ca. 1845 – 1895) entwickelte sich die Stahlproduktion und der Maschinen- und Eisenbahnbau dort, wo es auch die notwendigen Rohstoffe gab, also in den Regionen des Kohlebergbaus – wie dem Ruhrgebiet. Raumwirtschaftliche Effekte der dritten langen Welle (ca. 1895 – 1945) manifestierten sich in der Rhein-Main-Region, entlang der Achse Halle-Leipzig, dem Großraum Stuttgart sowie im Südosten Bayerns. Hier entstanden Konzentrationen von Unternehmen der Branchen Fahrzeugbau, Maschinenbau und der chemischen Industrie. Ein wesentlicher Standortfaktor für die besonders energieintensive chemische Industrie war die unmittelbare Nähe zu großen Flussläufen. Das Wasser diente sowohl zur Kühlung und zur Einspeisung als auch zur Erzeugung von Strom. Beispiele sind die Chemiestandorte in Ludwigshafen am Rhein und das bayerische Chemiedreieck im Südosten des Freistaats mit den Flüssen Alz und Inn. Von der vierten langen Welle (ca. 1945 – 2000), initiiert durch die Bereiche Mikroelektronik sowie Luft- und Raumfahrttechnologie, profitierten die Regionen Dresden und Hamburg, aber insbesondere der Raum München. In der bayerischen Landeshauptstadt hatten sich bis zum zweiten Weltkrieg deutlich weniger industrielle Strukturen als in vielen anderen deutschen Metropolen herausgebildet. Hierdurch bestand eine größere Offenheit gegenüber neuen technologischen Entwicklungen. Aufgrund der gegebenen politischen Unsicherheit durch die sowjetische Besatzungsmacht, profitierte München außerdem von einer Reihe unternehmerischer Standortverlagerungen aus Berlin. Zu nennen ist an dieser Stelle insbesondere die Ansiedlung der Siemenszentrale in München im Jahr 1949.

Bayern vs. Nordrhein-Westfalen – vom Schlusslicht zum Spitzenreiter und umgekehrt

Wie sich die langen Wellen konkret auf den Wohlstand

von Regionen auswirken, zeigt sich beispielhaft an der langfristigen Entwicklung von Nordrhein-Westfalen und Bayern. Ausgehend vom Höchststand der industriellen Beschäftigung im Jahr 1970 wird sichtbar, dass sich die wirtschaftliche Wertschöpfung seitdem deutlich zugunsten des Freistaats entwickelt hat. Vor knapp 50 Jahren gehörte das Ruhrgebiet, aber auch Nordrhein-Westfalen, gemessen am Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Kopf, zu den wohlhabendsten Regionen Deutschlands, ja sogar Europas. Das damals noch stark landwirtschaftlich geprägte Bayern lag beim BIP-Vergleich in Deutschland an letzter Stelle. Die Landeshauptstadt hatte zwar zum Ende der 1950er-Jahre bei den Einwohnern die Millionengrenze überschritten, war jedoch noch weit von der heutigen wirtschaftlichen Strahlkraft entfernt. Diese sollte sich erst in den 1970er-Jahren entfalten. Ein nicht zu unterschätzender Faktor war hierbei der Ausbau der Infrastruktur für die Olympischen Spiele 1972. Insgesamt ist die Wirtschaftsentwicklung in Bayern durch einen stetigen Aufhol- und Überholprozess charakterisiert. Im Laufe der 1980er- und 1990er-Jahre gelang es dem Land, sich in Bezug auf das Einkommensniveau an die Spitze Deutschlands zu setzen. Im beschriebenen Zeitraum rutschte Nordrhein-Westfalen auf den letzten Platz ab.

Kombinationskunst: Das richtige Technologiebündel finden

Die zukünftige Wettbewerbsfähigkeit von Regionen wird vor allem von deren Fähigkeit abhängen, technologische und soziale Trends in innovative Produkte und Services umzuwandeln. Umfangreiche Kompetenzen im Feld der Digitalisierung – als Treiber der fünften langen Welle – sind hierfür eine Grundvoraussetzung. Investitionen in Forschungs- und Entwicklung, Startup- und mittelstandsfreundliche Rahmenbedingungen sowie das aktive Loslösen von überholten Wirtschafts- und Arbeitsstrukturen gelten als richtungsweisend. Im Idealfall gelingt es, die weltweit renommierte deutsche Ingenieurskunst mit den neuen Möglichkeiten der Digitalisierung zu verbinden. Inspiration, wie ein solches Technologiebündel „geschnürt“ werden kann, kommt – wie sollte es anders sein – aus dem Silicon Valley. Das iPhone – die Markteinführung erfolgte am 29. Juni 2007, also genau 37 Jahre und 8 Monate nach der Geburtsstunde des Internets – verknüpft beispielsweise

Halbleitertechnologien, Lithium-Ionen-Batterien, digitale Signalverarbeitung sowie eine Software zur schnellen Datenübertragung auf der Basis des Internets. Eine Reihe dieser Technologien waren bereits ein wichtiger Treiber der vierten Welle, doch insbesondere in Kombination mit dem Touchscreen, Künstlicher Intelligenz und dem eingebauten Navigationssystem konnte ein völlig neues Nutzererlebnis geschaffen werden. Dabei ist zu beachten, dass die zugrunde liegenden Technologien über Jahrzehnte insbesondere durch öffentliche Institutionen und Forschungseinrichtungen an vielen unterschiedlichen Orten in und außerhalb der USA entwickelt worden sind.

Inwieweit Deutschland im Laufe der voranschreitenden Digitalisierung eine stärkere Rolle einnehmen kann, wird auch davon abhängen, ob es gelingt, ein Technologiebündel zu finden, welches das Potenzial hat, neue Märkte zu erobern. Welche deutsche Regionen hiervon am stärksten profitieren könnten, ist derzeit jedoch nur schwer absehbar. Folgt man der Theorie der langen Wellen, werden es vor allem Orte sein, die eine Balance zwischen bestehenden Wirtschaftsstrukturen und der Öffnung gegenüber neuen Technologien finden. Berlin scheint mit seinem Startup-Ökosystem auf einem vielversprechenden Weg. Diese Entwicklung war noch zur Jahrtausendwende kaum absehbar. Außerdem sollte sich die voranschreitende Digitalisierung auch in ländlichen Regionen positiv bemerkbar machen. Die nachfolgenden Artikel zeigen die Vielfalt deutscher Regionen und deren wirtschaftliche Chancen aus der Sicht von Unternehmen und Institutionen. Analysen und Berichte zum Gründungsgeschehen, zur Standortwahl und der Bedeutung von demografischen und natürlichen Faktoren für die Regionalwirtschaft bieten fundierte Einblicke und skizzieren Herausforderungen – und vor allem Chancen – für die Zukunft.

Literatur & Links:

Kulke, E. (2010): Wirtschaftsgeographie Deutschlands. Spektrum Akademischer Verlag. Heidelberg.

Mazzucato, M. (2015): The Entrepreneurial State: Debunking Public vs. Private Sector Myths. Anthem Press. New York.

Ab aufs Land!

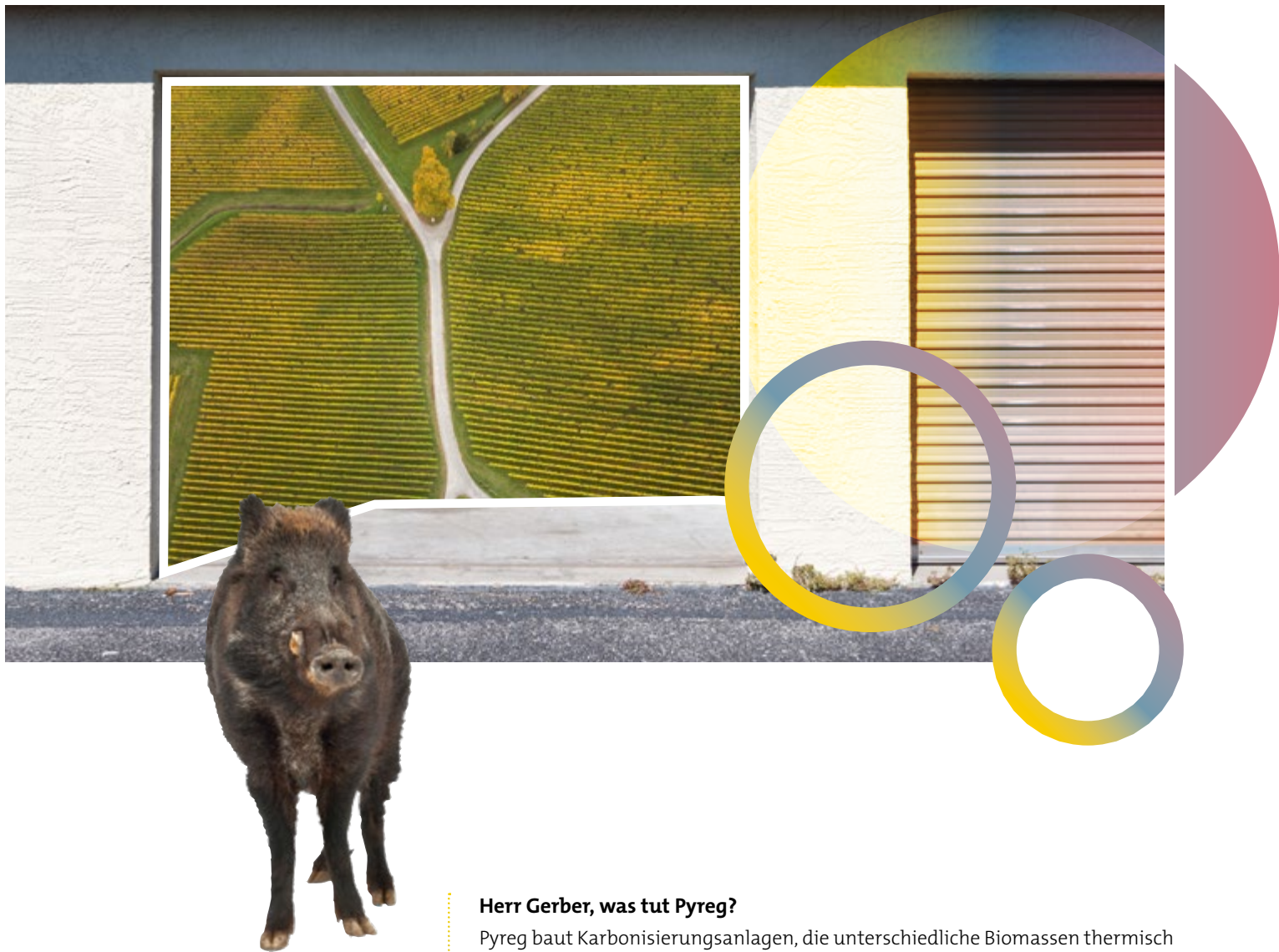
Vom urbanen Garagen-Startup zum mittelständischen Arbeitgeber im Hunsrück

Idyllisch an der Hunsrückhöhenstrasse gelegen, ist die rheinland-pfälzische Ortsgemeinde Dörth mit ihren rund 500 Einwohnern nicht gerade der Nabel der Welt. Zumindest vermutet man nicht, dass sich hier innovative Startups bewusst ansiedeln. Doch Helmut Gerber, Gründer und Geschäftsführer der Pyreg GmbH, ist im Jahr 2010 mit seinem ein Jahr zuvor gegründeten Startup ausgerechnet nach Dörth gegangen. Die Technologie von Pyreg wurde im Rahmen eines Forschungsprojekts des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) an der Hochschule Bingen entwickelt, wo der heute 50-jährige Unternehmer elf Jahre lang als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig war.



Helmut Gerber ist Gründer und Geschäftsführer der Pyreg GmbH. h.gerber@pyreg.de

Die Fragen stellte **Dr. Kai Morgenstern**. Er ist Referent im Fachbereich „Gründung und Innovation“ beim RKW Kompetenzzentrum. morgenstern@rkw.de



Herr Gerber, was tut Pyreg?

Pyreg baut Karbonisierungsanlagen, die unterschiedliche Biomassen thermisch und stofflich behandeln können, sodass am Ende Pflanzenkohle – auf Englisch „biochar“ entsteht – oder ein Dünger. Die Pflanzenkohle hat eine sehr große Oberfläche – mehrere hundert Quadratmeter pro Gramm Kohle. Deshalb adsorbiert sie sehr viele Stoffe und wird auch zum Beispiel als Aktivkohle genutzt, um Gerüche oder Schadstoffe zu absorbieren. Kompostwerke nutzen diese Eigenschaft, um die Wasser- und Nährstoffhaltekapazität von Komposten zu verbessern. Darüber hinaus kann sie auch in Tierfutter oder in Anwendungen für die Tiergesundheit genutzt werden. In kommunalen Kläranlagen wird mit dieser Technik Klärschlamm behandelt, um Medikamentenrückstände und Bakterien zu vernichten und ein Düngemittel zu gewinnen, in dem die Düngeeigenschaften des darin enthaltenen Phosphats trotzdem erhalten bleiben.

Für viele Anwender ist darüber hinaus ein wichtiger Punkt, dass diese Kohlen, wenn sie stofflich genutzt werden, eine CO₂-Senke bilden. Das heißt, CO₂, das Pflanzen aus der Atmosphäre aufgenommen haben, wird nicht über Verbrennung oder Kompostierung wieder in die Atmosphäre abgegeben, sondern in der Kohle permanent gebunden.

Sie bauen Industrieanlagen. Welche Anforderungen ergeben sich daraus an einen Firmenstandort?

Unsere Anlagen werden in jeweils mehrere Container eingebaut, die bei uns vor Ort gefertigt und dann per LKW zum Kundenstandort transportiert werden. Wir brauchen also zum einen viel Platz, um diese Container zu bewegen. Zum anderen war die Autobahnnähe sehr wichtig für uns. Deswegen haben wir einen Standort entlang einer Autobahn gesucht.

Viel Platz und eine gute Autobahnanbindung – das waren also die Beweggründe für die Entscheidung für den Standort Dörth?

Wir haben bei einem ehemaligen Kommilitonen in der Garage angefangen. Dort haben wir tatsächlich eine Anlage aufgebaut – vor der Garage, was ein bisschen schwierig war.

Also ein klassisches Garagen-Startup?

Ja, ein klassisches Garagen-Startup. Aber wir sind schon im ersten Jahr auf die Suche nach einem neuen Standort gegangen. Ich komme, wie auch viele der Kollegen hier, ursprünglich aus dem Rhein-Main-Gebiet, aber da war uns wegen des hohen Platzbedarfs der Grundstückspreis zu hoch. Auf Dörth sind wir gekommen, weil wir entlang der Autobahn zwischen Bingen und Koblenz gesucht haben. Einige Gründungskollegen sind aus dem Raum Koblenz, ich wohne in Bingen. Wir haben ganz einfach die Autobahn entlang nach Immobilienangeboten gesucht, haben uns ein paar Sachen angeguckt und sind schließlich hier in Dörth gelandet. Grundstückspreise für voll erschlossenes Bauland liegen hier zwischen 30 und 35 Euro pro Quadratmeter. Das ist selbst verglichen mit Bingen etwa einen Faktor zehn günstiger. Im zweiten Jahr sind wir dann an unseren jetzigen Standort umgezogen. Geholfen hat uns hierbei auch die Investitions- und Strukturbank Rheinland-Pfalz, die Standortansiedlungen in strukturschwachen Gegenden fördert.

Welche Herausforderungen und Probleme sind bei Ihrem „Umzug“ aufgetaucht und haben Sie diese bewältigt?

Wir hatten wirklich Glück: Der Standort selbst war schon da, ein etwa ein Hektar großes Gelände mit einer 80 Meter langen Halle darauf, das aus einer Insolvenz kam. Wir mussten auch nicht sofort die gesamte Fläche belegen, weil wir einen Teil der Fläche untervermieten konnten.

Besondere Herausforderungen gab es keine – aber natürlich war mit dem Umzug pendeln angesagt. Einige Kollegen kommen direkt aus Dörth oder der Umgebung, die meisten müssen aber pendeln – der am weitesten entfernt wohnende Mitarbeiter fährt etwa 70 km. Bingen, Idar-Ober-

stein und Koblenz, das ist unser Einzugsgebiet. In Bingen konnte ich mit dem Fahrrad zur Hochschule fahren, dann musste ein Auto her. Allerdings ist unser Standort gut erreichbar und es gibt nur selten Staus – was ich als sehr großen Vorteil ansehe: Ich habe im Raum Frankfurt gewohnt und da ist es morgens ja ein Lotteriespiel, wann man wirklich im Büro ist.

Gibt es aktuelle Herausforderungen am Standort, beispielsweise Fachkräftefindung und -bindung oder bei der Infrastruktur?

Die Verkehrsanbindung ist, was die Anreise per Auto betrifft, wie gesagt, sehr gut. Unsere Internetanbindung ist auch ausreichend, da haben wir aber auch Standard-Anforderungen. Wirklich schwierig ist es, Fachkräfte zu bekommen. Das ist aber ein allgemeines Problem. Besonders gut ausgebildete Handwerker sind extrem schwer zu finden. Aktuell stellen wir zum Beispiel einen Mechatroniker ein, den wir schon seit Jahren suchen und den wir jetzt aus Malaysia holen. Solche Leute finden wir auf dem deutschen Markt eigentlich gar nicht mehr – zumindest nicht solche, die dann auch hier in die Region ziehen. Auch gute Mitarbeiter für spezielle, leitende Funktionen sind schwer zu finden, wie beispielsweise für Finanzen und Controlling. Solche Leute sind oft noch rarer gesät und wohnen natürlich eher nicht hier auf dem Dorf. Das ist möglicherweise in den Ballungszentren ein bisschen einfacher. Junge Ingenieur-Absolventen finden wir dagegen leichter. Das liegt meiner Meinung nach an den engen Verbindungen, die wir zu den Hochschulen wie der TH Bingen pflegen, und am Produkt, das mit der Energiewende und erneuerbaren Energien zu tun hat. Wir bieten Abschlussarbeiten an und die Studierenden bleiben dann auch oft bei uns.

Was gefällt Ihnen an Dörth besonders?

Wie gesagt, Staus sind kein Thema. Und mir persönlich gefällt gut, dass ich aus dem linken Fenster zwar die Autobahn sehe, aber aus dem rechten Fenster nur Wald und schöne Landschaft.

Herr Gerber, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Mach mal! Zukunft!



Wie eine ländliche Kleinstadt zur smart city wird

Der digitale Wandel betrifft vor allem Wirtschaft und Unternehmen und ist derzeit eine der großen Herausforderungen – und eine mindestens ebenso große Chance, denn die Digitalisierung bietet auch die Gelegenheit, sich im Wettbewerb zu positionieren. Aber: Eben nicht nur die Unternehmen sind in diesem gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozess involviert. Auch immer mehr Kommunen stellen sich die Frage, wie dieser neue und rasante Transformationsprozess in ihrer Region mitgestaltet werden kann. So hat es sich die Kleinstadt Haldensleben in Sachsen-Anhalt mit der Initiierung eines Regionalen Digitalisierungszentrums zur Aufgabe gemacht, als Katalysator und Treiber von digitalen Projekten in Verwaltung und Wirtschaft eine wichtige Rolle einzunehmen. Grundlage dafür ist die 2017 verabschiedete Digitale Agenda des Landes Sachsen-Anhalt, welche einen geeigneten Rahmen für die Gestaltung des digitalen Wandels in Sachsen-Anhalt bietet. Hier wird der Wandel bereits als Entwicklungschance, sowohl wirtschaftlich als auch gesellschaftlich und kulturell, betrachtet: Angefangen vom Ausbau schneller Internetverbindungen, über die Ausstattung der Schulen mit digitaler Technik bis hin zur gezielten Förderung von Wirtschaft und Wissenschaft.





Das Regionale Digitalisierungszentrum Haldensleben wird mit Mitteln des Landes Sachsen-Anhalt im Rahmen der „Digitalen Agenda Sachsen-Anhalt“ gefördert. Die Stadt ist dabei eines von insgesamt sechs geförderten Digitalisierungszentren in Sachsen-Anhalt.

Das Förderprojekt läuft seit November 2018 und endet im Dezember 2020. Umgesetzt wird das Projekt von der RKW Sachsen-Anhalt GmbH.



Inwiefern kann die Stadtverwaltung Haldensleben dazu beitragen, dass Digitalisierung in der Region als große Entwicklungschance begriffen wird?

Indem wir erkennen: „Digitalisierung ist kein Schnupfen – das geht nicht weg“. Die Digitalisierung wird auch kleinere Kommunen und ihr Wirtschaftsgefüge umkrempeln. Die Kommunalverwaltungen können und müssen hier zugleich Leuchtturmwärter und Postbote sein: Es gilt, fundierte Annahmen für die zu erwartenden Veränderungen herauszuarbeiten und als Multiplikator dafür zu sorgen, dass die Informationen und das nötige Wissen bei Unternehmen und Bürgern ankommen. Und – ganz wichtig – dafür zu sorgen, dass die Bürger mitgenommen werden im Prozess.

Nicht nur die Wirtschaft nutzt die neuen digitalen Möglichkeiten beispielsweise für neue Geschäftsmodelle oder die Automatisierung interner Prozesse. Auch die kommunalen Verwaltungen haben bereits aufgeholt und setzen erste Digitalisierungsprojekte um. Was bedeutet Verwaltung 4.0 für Sie und wie gut ist die Stadt aktuell aufgestellt?

Neben den oben beschriebenen Aufgaben wartet auch intern einiges an Arbeit auf uns. Das Onlinezugangsgesetz stellt uns, wie alle Kommunen, vor gewaltige Aufgaben. Es verpflichtet Bund, Länder und Kommunen, alle Verwaltungsdienstleistungen bis Ende 2022 auch digital anzubieten. Dies geht nur in Zusammenarbeit über Gebietsgrenzen hinweg und in Arbeitsteilung. Es kann nicht jede Kommune ihre Insellösungen entwickeln. Teilweise wird es auch Parallelstrukturen, analog und digital, in den Prozessen geben – eine finanzielle und personelle Herausforderung, für die die Ressourcen erst noch gefunden werden müssen.

Wenn Sie an die Zukunft denken, wo sehen Sie die Stadt Haldensleben im Wettbewerb der Regionen und welche Rolle wird dabei die Digitalisierung spielen?

Idealerweise ganz weit vorn – wenn es uns gelingt, die Herausforderungen zu meistern. Zum einen haben ländliche Räume im Wettbewerb um die Köpfe nicht unbedingt die beste Startposition. Zum anderen ermöglicht die Digitalisierung zunehmend raumunabhängiges Arbeiten. Die digitale Infrastruktur muss allerdings stimmen: Wenn jemand an einem digitalen Projekt arbeitet, dann darf die Entscheidung, wo er das tut, nicht von der Leistungsfähigkeit der Datenleitungen abhängen. Diese Gleichwertigkeit zu schaffen, ist kommunale Aufgabe. Dann liegt es in der Hand jeden Unternehmens, den Transformationsprozess selbst zu bewältigen.

Vielen Dank, Herr Zimmermann!



QR-Code zum Video
„Vorstellung des Digitalisierungszentrums
in einer Minute“

Regionalentwicklung digital denken

So sieht sich die Stadt Haldensleben als öffentliche Verwaltung auch auf einem Weg zu einem modernen, digitalen Dienstleister für Bürger. „Wir wollen uns damit nicht nur als Kommunalverwaltung in den kommenden Jahren zu einem digitalen Dienstleister für Bürger und für Unternehmen weiterentwickeln, sondern auch über den Tellerrand schauen, und der Region Haldensleben wichtige Impulse in der Regionalentwicklung geben, um die Attraktivität als Lebensraum und Wirtschaftsstandort nachhaltig zu sichern“, so der Pressesprecher Lutz Zimmermann. Das erste Digitalisierungszentrum Sachsen-Anhalt geht dabei mit gutem Beispiel voran, wie Digitalisierung auch in einer Kleinstadt wie Haldensleben mit knapp 20.000 Einwohnern funktionieren kann. Die deutschen Großstädte und Metropolen werden bereits zu smart cities und digitale Dienste erleichtern dort jetzt schon in großen Teilen das Leben. Städte wie Berlin, Leipzig oder München sind Erprobungsfeld für viele neue, innovative Technologien rund um Mobilität, digitale Vernetzung, neue Kollaborationsformen und intelligente Energiesysteme. Doch nun werden auch ländliche Regionen wie Haldensleben nach und nach zu „smart regions“ und nutzen dabei die neuesten Technologien. Die Stadt möchte Wege aufzeigen, wie Digitalisierung auch im ländlichen Raum gelingen kann.

Mit einem öffentlichen WLAN zur smart city

Ein erster wichtiger Schritt ist bereits erfolgt: Mit dem Aufbau eines öffentlichen WLANs in den städtischen Liegenschaften werden die Grundlagen für eine smart city geschaffen. Zukünftig wird an touristischen Attraktionen, aber auch an Schulen, in Bibliotheken und anderen öffent-

lichen Einrichtungen ein kostenloses WLAN für alle zur Verfügung stehen. Dieses digitale Angebot trägt eindeutig zur Attraktivität der Stadt für seine Bürger und Besucher bei, denen damit die Möglichkeit gegeben wird ohne Kosten für mobile Datenflatrates unterwegs im Internet zu surfen, und ist somit ein wichtiger Standortfaktor.

Digitalisierung als wichtiger Standortfaktor

So empfinden auch die Unternehmen in Haldensleben die Digitalisierung als wichtigen Wettbewerbsvorteil. „Gerade im Hotelgewerbe macht sich der digitale Wandel sehr bemerkbar. Onlinebuchungen, eine gut funktionierende Website sowie eine exzellente Außendarstellung sind für uns besonders wichtig“, verdeutlicht Roman Behrens, Geschäftsführer des Hotel Behrens. Natürlich sind es aber auch die Digitalisierung und Automatisierung vieler interner Prozesse, die die Haldensleber Unternehmen vorantreiben. Und dabei ist keineswegs immer von den großen und produzierenden Unternehmen die Rede: „Die Digitalisierung macht auch vor dem Handwerk keinen Halt. Hier sehen wir eine große Chance, gerade in den Prozessen schneller zu werden, dadurch Kosteneinsparungen zu haben und natürlich einen entscheidenden Wettbewerbsvorteil zu erreichen“, betont Christian Klinzmann von Hopt & Klinzmann Holzbearbeitungsmaschinen GmbH. So entwickelt die Firma gerade ein eigenes ERP-System und sieht hierin eine große Chance, sich von seinen Mitbewerbern hervorzuheben. Und die Stadt selbst? In welcher Rolle sieht sie sich innerhalb der digitalen Entwicklung der Region? Dazu gibt Lutz Zimmermann, Pressesprecher der Stadt Haldensleben Antworten:

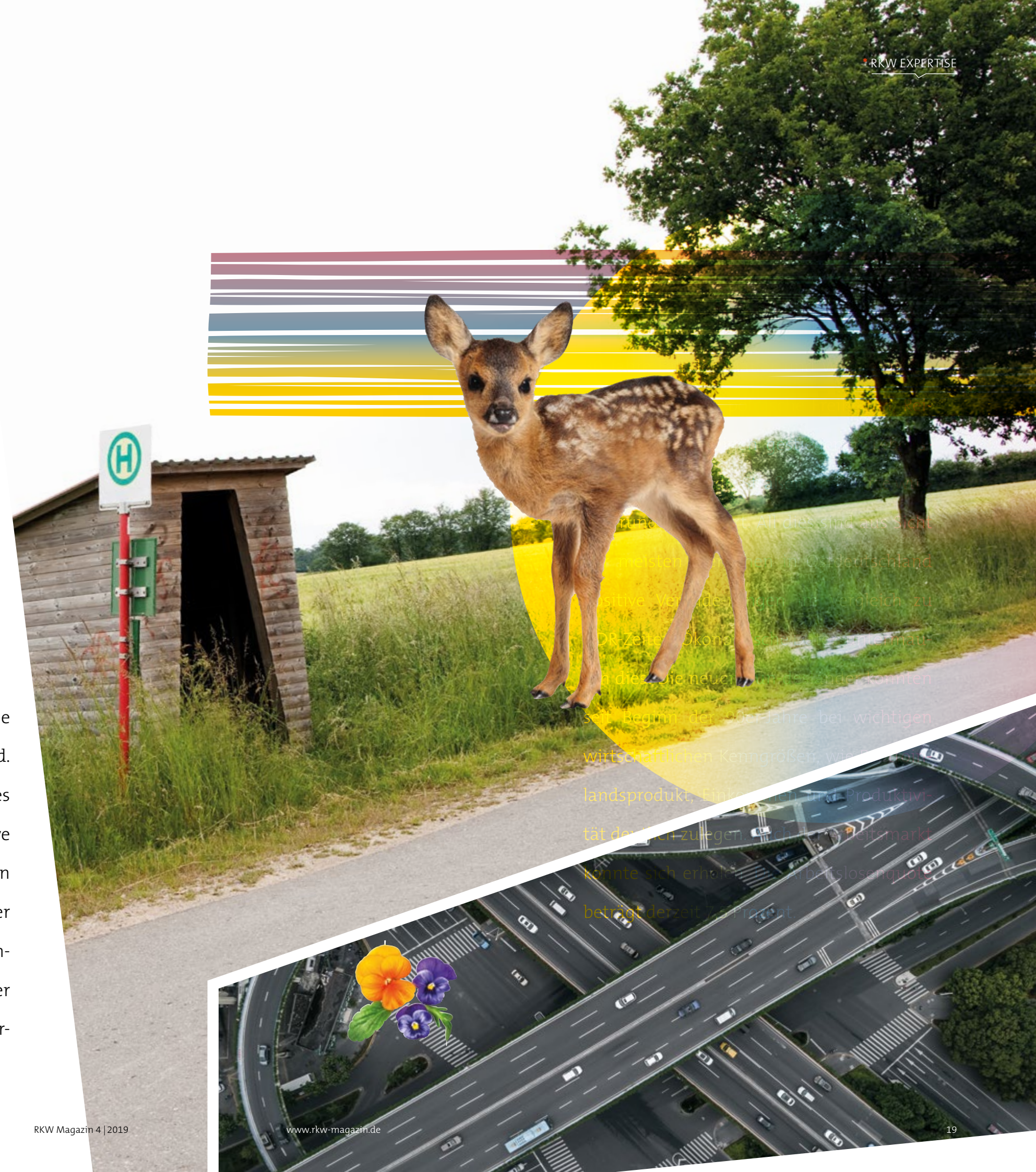


Autoren:
Lutz Zimmermann ist Abteilungsleiter
Stadtmarketing und Kommunikation und
Pressesprecher der Stadt Haldensleben.
Lutz.Zimmermann@haldensleben.de

Sebastian Marschall ist Digitalisierungsbe-
rater im RKW Sachsen-Anhalt. Sebastian.
marschall@rkw-sachsenanhalt.de

Aufschwung Ost ja – Angleichung noch nicht – Stimmung schlecht

30 Jahre Fall der Mauer und Wende in der DDR: Sie brachte politische Freiheiten, Reisefreiheit und einen gestiegenen Lebensstandard. Gebäude, Straßen und Plätze wurden rundum saniert. All dies sind aus Sicht der meisten Menschen in Ostdeutschland positive Veränderungen im Vergleich zu DDR-Zeiten. Ökonomische Daten untermauern dies: Die neuen Bundesländer konnten seit Beginn der 90er-Jahre bei wichtigen wirtschaftlichen Kenngrößen, wie Bruttoinlandsprodukt, Einkommen und Produktivität deutlich zulegen. Auch der Arbeitsmarkt konnte sich erholen. Die Arbeitslosenquote beträgt derzeit 7,5 Prozent.



Gleichwohl hat sich in den vergangenen Jahren viel Unmut und Unzufriedenheit in den neuen Bundesländern aufgebaut:

- Der Großteil der ostdeutschen Bürger bemängelt fehlende Anerkennung aus dem Westen für die eigene Lebensleistung. Viele haben das Gefühl, nur Deutsche zweiter Klasse zu sein.
- In punkto soziale Gerechtigkeit, Schutz vor Kriminalität und Gemeinschaftsgefühl sehen viele Ostdeutsche Verschlechterungen gegenüber DDR-Zeiten.
- Viele sehen sich in ihren Regionen „abgehängt“ von Entwicklungsperspektiven.
- Vorbehalte gegenüber demokratischen Institutionen und Werten sowie fremdenfeindliche Einstellungen haben in den letzten Jahren zugenommen.

Warum treten diese Probleme trotz der Aufbauerfolge heute, 30 Jahre nach der Wende, in dieser Schärfe auf?

Der Transformationsschock in den 1990er-Jahren: Viele Probleme wirken noch nach

Der Wechsel von der staatlichen Planwirtschaft zur Marktwirtschaft brachte Anfang der 90er Jahre massive wirtschaftliche und soziale Verwerfungen mit sich. Viele Betriebe mussten unter dem Druck der Weltmarktkonkurrenz schließen. Sanierungen, Restrukturierung oder Ausgründung von Firmen erfolgten meist um den Preis eines massiven Beschäftigungsabbaus. Es kam zu einer Deindustrialisierung. Rund 40 Prozent der Arbeitsplätze gingen trotz des massiven Einsatzes arbeitsmarktpolitischer Instrumente verloren. Die Arbeitslosenquote erreichte um die Jahrhundertwende über 20 Prozent. Für die soziale Situation und das Lebensgefühl der Menschen waren die Umbrüche einschneidend:

- Zukunftsunsicherheit und Arbeitslosigkeit, die es in der DDR nicht gab, wurden in der neuen Gesellschaft zum Kollektivschicksal.
- Viele Bürger erlebten den wirtschaftlichen Umbruch als „Plattmachen“ ihrer Betriebe. Die Privatisierungspolitik der Treuhandanstalt zu Beginn der 1990er-Jahre steht immer noch im Brennpunkt der Kritik.

- Der Niedergang der Betriebe entwertete die von den Menschen erbrachten eigenen Arbeitsleistungen. Viele Qualifikationen wurden nicht mehr gebraucht.
- Das Beschäftigungssystem wurde umgewälzt. Millionen von Menschen mussten und konnten sich beruflich völlig neu orientieren und qualifizieren.
- Viele Menschen wanderten aus ostdeutschen Regionen ab: Vor allem waren es junge Menschen, darunter überdurchschnittlich viele gut gebildete Frauen.
- Der Umbruch von Wirtschaft und Gesellschaft fand unter Dominanz westdeutscher Experten und Eliten statt, die bis heute Bestand hat.

Diese Verwerfungen haben die Biografien der Menschen geprägt und sind bis heute wirksam und erlebbar. Der Aderlass an Bevölkerung ist mit seinen Folgen sichtbar: leerstehende Fabrik- und Wohngebäude, fehlende Geschäfte und Infrastrukturen. Und es mangelt bereits seit langem an jungen Menschen und (angehenden) Fachkräften.

Aufbau Ost: Wachstum ja – Angleichung naja

Die Wirtschaftskraft in Ostdeutschland stieg seit der Wende stark an: zunächst getragen vom Dienstleistungssektor, ab 2000 zunehmend von einer revitalisierten Industrie. Lag das Bruttoinlandsprodukt je Einwohner 1991 noch bei 10.000 Euro, so betrug es 2016 knapp 30.000 Euro. Die Wirtschaftskraft pro Kopf näherte sich in diesem Zeitraum von 43 Prozent auf 73 Prozent des Niveaus der alten Bundesländer an. Seit rund 10 Jahren ist zwar nicht das Wachstum, aber der Angleichungsprozess an den Westen ins Stocken gekommen. Dies gilt auch für die Produktivität je Arbeitsstunde, die derzeit bei rund 75 Prozent im Vergleich zum Westen liegt. Die Bruttolöhne pro Kopf bewegen sich bei 84 Prozent des Westniveaus.

Betriebliche „Überlebensgemeinschaften“

Ausschlaggebend für die Erholung und Stärkung der Industrie ab Ende der 1990er-Jahre war neben Effizienzsteigerungen die Fähigkeit der meist kleinen Firmen, mit qualitativ hochwertigen Erzeugnissen zu günstigen Preisen auf den Märkten Fuß zu fassen. Die Voraussetzungen für zunehmend bessere wirtschaftliche Zahlen lieferten gemeinschaftlich geprägte Betriebskulturen.

Zufriedenheit in Prozent



Internetversorgung

zufrieden: 67
unzufrieden: 33



Zustand Städte und Dörfer

zufrieden: 64
unzufrieden: 36



Infrastruktur

zufrieden: 63
unzufrieden: 37



politische Mitsprache

zufrieden: 60
unzufrieden: 40



Angebot an Arbeitsplätzen

zufrieden: 45
unzufrieden: 55



Löhne und Gehälter

zufrieden: 33
unzufrieden: 67



Renten

zufrieden: 32
unzufrieden: 68



Demokratie

zufrieden: 48 (sehr zufrieden: 7 %, ziemlich zufrieden 41 %), 18-29 J.: 66 % zufrieden
unzufrieden: 52 (16 überhaupt nicht, 36 wenig zufrieden), Ü 60 zu 41 % zufrieden

Quelle: www.zeit.de/wirtschaft/2017-09/deutsche-einheit-wirtschaft-ost-west-wirtschaftsleistung

Die Unternehmen hatten qualifizierte Mitarbeiter, die mit hoher Leistungsbereitschaft und Identifikation mit ihrem Betrieb wesentlich zu den wirtschaftlichen Erfolgen beitrugen. Zwischen Geschäftsführungen und Mitarbeitern herrschte ein unausgesprochener Pakt: Die Geschäftsführer boten Beschäftigungssicherheit. Sie versuchten betriebliche Kündigungen zu vermeiden und ein hohes Maß an Stabilität zu erhalten. Im Gegenzug akzeptierten die Mitarbeiter niedrige Entlohnung und harte Arbeitsbedingungen und oft auch hierarchische Führungsstile. Das gemeinsame Engagement von Management und Beschäftigten für den Fortbestand und die Entwicklung des Betriebs erzeugte gemeinschaftliche Bindungen.

Die Kehrseite bildete eine starke Schließung der Betriebe nach außen. Junge Fachkräfte hatten viele Jahre lang nur wenige Zugangschancen, sodass die Belegschaften „unterjüngt“ blieben. Bis zu Beginn des Jahrzehnts waren überdies die Jobalternativen für die Beschäftigten gering. Sie sahen sich oft gezwungen, geringe Löhne und nicht zufriedenstellende Arbeitsbedingungen hinzunehmen. Umgekehrt fehlten Anreize für Unternehmen, sich als attraktive Arbeitgeber zu präsentieren und bei ihren Mitar-

beitern mit modernen, partizipativen Führungsstilen zu punkten.

Aufgrund der harten Arbeitsbedingungen in den Betrieben hat sich im Laufe der Jahre Unmut aufgebaut. Viele Beschäftigte sehen ein Missverhältnis zwischen hohem Arbeitseinsatz und bescheidenen Löhnen und erleben dies als Kränkung. Laut Umfrage sind zwei Drittel der Ostdeutschen mit den Löhnen und Gehältern unzufrieden. Auch das Angebot an Arbeitsplätzen wird mehrheitlich als unzureichend bewertet. Geringe Tarifbindung trägt zu diesen Problemlagen bei und zeigt überdies Schwierigkeiten auf, westdeutsche Institutionen in Ostdeutschland zu etablieren.

Kaum (industrielle) Ballungszentren

Gründe für die Beständigkeit der Ost-West-Unterschiede bei der Wirtschaftskraft und Produktivität liegen zum Teil in den kleinteiligen Wirtschaftsstrukturen in den Neuen Bundesländern. Es gibt dort nur wenige Großbetriebe. Kleine Betriebe mit vergleichsweise geringen finanziellen Mitteln bestimmen das Bild. Die Forschungs- und Entwicklungskapazitäten sind meist gering.

Verbunden ist dies mit regionalwirtschaftlichen Nachteilen. Diese schlagen sich, wie das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) aufzeigt, negativ in der Produktivität nieder. Der Schwerpunkt der industriellen Produktion in Ostdeutschland liegt in ländlichen Regionen. Es fehlen in den Regionen Industriezentren, die Ressourcen für die wirtschaftliche Entwicklung bündeln. Solche Zentren verfügen beispielsweise über ein breites Angebot an passend qualifizierten Fachkräften. Sie fördern auch die Verbreitung von Wissen und Ideen in der Unternehmenslandschaft. Das Fehlen solcher Entwicklungsressourcen in den meisten ostdeutschen Regionen leistet dem Lebensgefühl, „abgehängt“ zu sein, durchaus Vorschub.

Investitionen – kulturelle Öffnung – Innovationen

Vor diesem Hintergrund ist der industriepolitischen Empfehlung des DIW, Innovations-, Investitions- und Gründungsförderung für die zwar verstädterten, aber strukturschwachen Regionen auszubauen, zu folgen. Dies könnte Impulse für eine technologisch und wirtschaftlich ausgerichtete Öffnung der Regionen geben, nach Möglichkeit mit Ausstrahlungseffekten auf zivilgesellschaftliche Strukturen. Grenzen betrieblicher „Überlebensge-

meinschaften“ wären damit zu überwinden: Statt einer Beschränkung auf kleinschrittige Innovationen könnten Wege für weiterreichende, radikale Produkt- und Verfahrensinnovationen geebnet werden. In Firmennetzwerken können Ideen gefördert und entwickelt werden. Auch die Vertretung von Brancheninteressen ist ein wichtiges Feld. Ein entscheidender Schritt wäre es, die Regionen und ihre Betriebe für junge Fachkräfte attraktiv zu machen. Bessere Entlohnung und Mitspracherechte sowie die Artikulation und Aushandlung von Interessen zwischen den Akteuren auf „Augenhöhe“ würden einen Beitrag zur Modernisierung und Zukunftsfestigkeit der Unternehmenskulturen leisten. Innovationsfreundliche Regionen brauchen auch Neugier und Impulse von außen und nicht von vornherein die Abwehr von Fremdem.



Autor:

Dr. Andreas Hinz ist Referent beim RKW Kompetenzzentrum. hinz@rkw.de

Verbesserungen in BRD gegenüber DDR



Quelle: www.zeit.de/wirtschaft/2017-09/deutsche-einheit-wirtschaft-ost-west-wirtschaftsleistung

Stadt, Land ... Fluss – Wohlstand durch Wasser? Eine Bestandsauf- nahme

Eine Hafenstadt mit guter Infrastruktur, ein zentraler Umschlagplatz für Waren und florierende Handelsplätze – lange Zeit waren diese Voraussetzungen hinreichend für Wohlstand, Arbeitsplätze, Wirtschaftsentwicklung und für ein Umland, das davon direkt ökonomisch profitierte. Deutlich komplizierter und komplexer ist die Situation heute. Die Lage am Wasser bleibt für viele Städte ein wichtiger Faktor für den Wirtschaftsstandort, doch die Veränderungen im globalisierten Handel bringen völlig neue Herausforderungen mit sich, denen sich jede Stadt am Wasser stellen muss. Ein funktionierender Hafen mit guter Infrastruktur allein sagt wenig über die Zukunftsfähigkeit einer Stadt oder Region aus. Wie schaffen es einstige „Welthandelsstädte“ am Wasser, trotz ihrer geschwundenen Bedeutung im Wirtschaftssystem ihre neue Rolle zu finden und zu behaupten?



Autor:

Christoph Pienkoß ist Geschäftsführer des Verbands Bildungsmedien. Er ist zudem Vorstandsvorsitzender des gemeinnützigen Vereins „Europäische Route der Backsteingotik“ und war jahrelang Geschäftsführer beim Deutschen Verband für Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung. christoph.pienkoss@eurob.org



Eine Hafenstadt mit guter Infrastruktur, ein zentraler Umschlagplatz für Waren und florierende Handelsplätze – lange Zeit waren diese Voraussetzungen hinreichend für Wohlstand, Arbeitsplätze, Wirtschaftsentwicklung und für ein Umland, das davon direkt ökonomisch profitierte. Deutlich komplizierter und komplexer ist die Situation heute. Die Lage am Wasser bleibt für viele Städte ein wichtiger Faktor für den Wirtschaftsstandort, doch die Veränderungen im globalisierten Handel bringen völlig neue Herausforderungen mit sich, denen sich jede Stadt am Wasser stellen muss. Ein funktionierender Hafen mit guter Infrastruktur allein sagt wenig über die Zukunftsfähigkeit einer Stadt oder Region aus. Wie schaffen es einstige „Welthandelsstädte“ am Wasser, trotz ihrer geschwundenen Bedeutung im Wirtschaftssystem ihre neue Rolle zu finden und zu behaupten?

Von Städten am Wasser – die Hanse

Vor genau einem Jahr feierte die Hanse- und Universitätsstadt Rostock den 800. Jahrestag der Erlangung des Stadtrechts. Im laufenden Jahr kamen noch 600 Jahre Universität hinzu – damit ist die Rostocker Universität die älteste im Ostseeraum. Beide Daten, 1218 und 1419, weisen auf eine Zeit, in der die Hafenstädte an Nord- und Ostsee florierten, wuchsen und zu Dreh- und Angelpunkten von Wirtschaft und Wissen wurden. Untrennbar verbunden mit dieser Zeit und in vielen Städtenamen verewigt ist die Hanse. Als Kaufmanns- und politischer Bund stand sie für wirtschaftlichen Wohlstand: Ende des 14. Jahrhunderts gehörten ihr bis zu 300 Städte an, nicht nur an den Küsten, sondern auch weit im südlichen Binnenland.

Was war geschehen? Eine Vielzahl von Faktoren hatte Einfluss auf eine fast bis zum Beginn des 30-jährigen Krieges (1618 – 1648) andauernde Blütezeit, im Zuge derer die meisten der heute bekannten Städte an Nord- und Ostsee entweder gegründet wurden oder aber ein ungeahntes Wachstum erfuhren: große Städte wie Bremen, Hamburg, Danzig oder Riga, aber auch kleinere wie Stralsund, Greifswald, Stolp oder Dorpat. Als eine der wichtigsten Determinanten galt der Zugang zum Meer und damit zum modernen Transportwesen. Die Kogge als Handelsschiff verbreitete sich schnell, und sie erlaubte einen effektiven Handel zwischen den Hansestädten, aber auch zwischen den nicht der Hanse angehörenden Städten, etwa im heutigen Dänemark und Schweden. Selbst kleine Städte im heutigen Mecklenburg-Vorpommern oder Brandenburg profitierten mittelbar, sofern sie nur an einem – aus heutiger Sicht beschaulichen – Flüsschen lagen und damit als Handelsweg und -standort schnell eine gewichtige Rolle spielen konnten.

Die aufstrebenden Städte zogen also Nutzen, weil sie Verkehrs- und damit auch Handelsknoten waren. Die Bevölkerung wuchs binnen weniger Jahrzehnte von – dörflich anmutenden – wenigen Tausend Bewohnern auf mehrere Zehntausend, wie etwa Lübeck mit mehr als 25.000

Bewohnern im Jahr 1502. Lübeck war aus damaliger Sicht eine echte Metropole. Wie geht es diesen Städten heute, viele Jahrhunderte später? Konnten sie ihren Platz behaupten? Wenn ja, woran liegt es? Wenn nicht, welche Wege wurden eingeschlagen, damit sie den Anschluss (wieder-)finden?

Erfolgreiche Städte 2.0 – auch ohne Meerblick erfolgreich

Der Blick auf heute zeigt: Erreichbarkeit und Konnektivität einer Stadt mitsamt ihrer Region bleiben entscheidend. Es gibt kaum eine wichtige Großstadt im heutigen europäischen Maßstab, die nicht gut oder hervorragend über die Schiene, die Straße und durch die Luft angebunden wäre. Die Lage am Wasser und die Qualität der entsprechenden wassergebundenen Infrastruktur sind jedoch nur noch für wenige Städte entscheidend. Denn der Warentransport findet nicht mehr in nennenswerten Größen über das Wasser statt. Die Kleinteiligkeit eines spätmittelalterlichen, mangels Alternativen wassergebundenen Warenverkehrs hat mit der heutigen Realität nichts mehr zu tun. Ausgenommen sind die Weltrouten des Güterfrachtverkehrs und deren Start- und Endpunkte, gegebenenfalls auch noch Zwischenstationen. Hier ist die strategische Lage einer Hafenstadt wie Rotterdam oder Hamburg wesentlich – relativ gut und zügig erreichbar, jeder Tag einer Containerseereise zählt. Diese Städte funktionieren dann als recht prosperierende Hafenstandorte, wenn der effiziente Weitertransport vor allem per Straße und Schiene, in Grenzen auch auf dem Wasser, gewährleistet ist. All diese Voraussetzungen sind bei den meisten früher wichtigen Hafenstädten, zum Beispiel an Nord- und Ostsee, nicht gegeben.

Ist dies ein Problem, vielleicht sogar ein großes? Wie so oft heißt es: Es kommt darauf an! Unzählige Städte, an Meeren, Seen oder Flüssen gelegen, ziehen einen Großteil ihres Images, ihrer Attraktivität, ihres Standortfaktors „Wohn-, Lebens- und Freizeitqualität“ aus ihrer Lage – direkte wirtschaftliche Impulse erfahren sie hieraus eher

weniger. Sie konnten sich in den vergangenen 200 Jahren vielleicht als Industriestandorte profilieren, entwickelten sich zu Medien- oder Dienstleistungszentren oder zogen Hochschulen und Studierende an. Die Gründe dafür, dass einer Stadt dies gelang, sind individuell und vielfältig.

Für manche Städte ist der Weg länger und schwieriger

Genauso individuell und vielfältig sind aber auch die Gründe dafür, dass eine Stadt oder Region aktuell nicht (mehr) zu den Gewinnern gehört. Zur Erklärung zurück zu den eher kleinen Hanse- und Hafenstädten, insbesondere an der Ostsee: Nicht selten kam es schon in den Wirren des 30-jährigen Krieges, aber auch danach zu Entwicklungen, die die damals noch „zarten“ Städte ruinierten: Plünderungen, Feuersbrünste, Kriege oder Epidemien warfen manche Stadt weit und unwiederbringlich zurück. Und die häufig monostrukturierte Wirtschaft war damals ein viel größeres Problem als heute: Funktionierte der Handel nicht mehr, waren auch die anderen, der maritimen Wirtschaft nachgeordneten Branchen unmittelbar betroffen. Und die Reste der maritimen Wirtschaft, die überdauerten, zum Beispiel Werften, stehen heute in einem knallharten globalen Wettbewerb, der in Deutschland nur schwer gewonnen werden kann. Der temporäre Ausbau der Offshore-Windenergie hat zu manchem Aufschwung geführt, den aber die politische Rahmensetzung schon mit einem Federstrich wieder zerstören kann. Ein „Backup“, also andere Branchen, auf die eine regionale Gesamtwirtschaft setzen kann, waren und sind leider häufig nicht ausreichend vorhanden.

Deutsche Städte und Regionen, die nicht zu den einschlägigen Boom-Standorten gehören, kämpfen daher heute darum, zukunftsfähige Standorte zu werden und zu bleiben. Sie wollen und müssen ihrer lokalen oder regionalen Wirtschaft, der Bevölkerung, den Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern und insbesondere auch jüngeren und gut ausgebildeten Menschen sowie deren Familien einen Ort mit Zukunft bieten. Die Strategien sind seit langem bekannt:

- Unterstützung der Diversifizierung der Wirtschaft
- Stärkung lokaler und regionaler Ökonomien
- Erhalt oder gar Ausbau von Kultur- und besonders auch Wissenschaftsstandorten
- Netzwerke über Grenzen und zwischen Regionen
- Erzielen technologischer Vorteile (hier ganz besonders der Breitbandausbau)
- Aufbau neuer ökonomischer Pfeiler, wie etwa in der Energiewirtschaft
- Ausnutzen der (auch geistigen) Mobilität von Arbeitnehmenden
- Schaffen einer schnellen, serviceorientierten Verwaltung

Zu guter Letzt – und lange belächelt – wird zunehmend auch der Tourismus als wichtige Säule jedes Wirtschaftssystems wahrgenommen. In einer maritimen Region, etwa entlang der Ostseeküsten und auch in deren attraktivem Hinterland, liegt dieses Potenzial auf der Hand und ist auch längst weit entwickelt. Die Demografie ändert sich, Menschen werden älter, bleiben gesünder, sind reisefreudig bis ins hohe Alter – und der Trend geht generell hin zu Reisen „im eigenen Land“.

Und bleiben wir wieder bei unserem Beispiel: Auch die Hanse- und Universitätsstadt Rostock kann, bei allen Brüchen der Vergangenheit, recht optimistisch in die Zukunft blicken. Für die nächsten 800 Jahre möchte man lieber keine Prognose abgeben, aber in den kommenden Jahrzehnten dürfte es für die Stadt weiter vorangehen, ungeachtet ihrer insgesamt peripheren Lage. Am schwersten haben es die kleinen Städte, die zu weit von der Küste, aber auch zu weit entfernt von anderen Metropolen oder Großstädten und zudem abseits wichtiger Wirtschaftsinfrastrukturen liegen. In diesen Regionen ist die Politik am Zuge, Zukunft zu gestalten.

„Erst einmal Unternehmertum lernen“

Über die Anfänge des RKW in den ostdeutschen Bundesländern

1. Juli 1990: Währungsunion, ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zur deutschen Einheit. Gleichzeitig eröffnete das RKW fünf neue Geschäftsstellen in Dresden, Erfurt, Magdeburg, Potsdam und Rostock. Auch das war ein wichtiger Meilenstein – für den Aufbau eines leistungsstarken Mittelstands in den neuen Bundesländern.



Autorin:

Ulrike Heitzer-Priem ist Leiterin des Fachbereichs „Unternehmensentwicklung und Fachkräftesicherung“. heitzer@rkw.de

Der Know-how-Transfer fand in beide Richtungen statt: Es war beispielsweise ein Mitarbeiter des RKW in Thüringen, der die erste Internetseite des RKW erstellte. Diese ging 1996 zum 75-jährigen Bestehen des RKW online. (Foto H.-M. Krüger)



Mit dem Fall der Mauer war klar, dass die Unternehmen in der DDR schnellstens in der Marktwirtschaft ankommen mussten und dass das RKW dazu einen Beitrag liefern wollte. So legte es schon fünf Tage nach der Wende beim damaligen Bundesministerium für Wirtschaft eine Ideenskizze über „Dienstleistungen des RKW für die Reformierung der DDR-Wirtschaft“ vor. Wie diese Reformen aussehen sollten und wie schnell sie umgesetzt werden würden, das wusste zu dem Zeitpunkt niemand, weder im RKW noch in der DDR, hieß es in der Skizze. Hubert Borns, damals einer der Geschäftsführer, ergriff die Initiative: Er hielt Vorträge und führte erste Schulungsmaßnahmen durch, die ersten Kontakte entstanden über die Kooperation westdeutscher Unternehmen mit DDR-Stahlbaubetrieben. Bei einem dieser informellen Treffen im Dezember 1989 lernten sich Helmut Müller und Hubert Borns kennen. Müller war damals im Management eines sächsischen Stahlbauers und suchte Hilfe bei der Transformation. So wurde sein Betrieb eines der 20 Pilotunternehmen, die das RKW Anfang 1990 beraten konnte. Zusammen mit anderen ostdeutschen Managern gründeten Müller und Borns im März 1990 den Verein für Rationalisierung VfR, der später die Keimzelle der ostdeutschen RKW-Vereine bildete.

Die RKW-Zentrale in Eschborn und die westdeutschen Landesgruppen erhielten vom Bund und einigen Ländern Fördermittel, um einen Stamm ostdeutscher Berater

und Trainer zu qualifizieren. Bald zeichnete sich ab, dass es Geschäftsstellen geben sollte. Die RKW-Geschäftsführung bat das DDR-Wirtschaftsministerium um die entsprechende Genehmigung, denn noch war die DDR ein eigener Staat. Helmut Müller übernahm die Leitung der Geschäftsstelle in Dresden und blieb dort Geschäftsführer bis Anfang 2012. Auch die Leiter der anderen vier Geschäftsstellen kamen aus dem Osten, ebenso das weitere Personal. Das Bundesministerium für Wirtschaft finanzierte die Personalkosten von je einem Leiter und drei Mitarbeitern. Die westdeutschen Landesgruppen übernahmen Patenschaften und halfen, schnell einen eigenen Berater- und Trainerstamm aufzubauen.

Arbeit gab es mehr als genug: Die wenigen kleinen Privatunternehmen der DDR hatten – wie die aus den Kombinatentlassenen Zulieferer und auch die Kombinate selbst – viele Fragen zur Marktwirtschaft: Wie organisiert man einen Vertrieb? Wo sind Erfolg versprechende Märkte? Wie geht Marketing? Und vor allem: Wie schafft man Produkte, die konkurrenzfähig sind? Betriebsverfassung, Personalmanagement, Controlling – alles Neuland. „Wir mussten erst einmal Unternehmertum lernen“, so Helmut Müller im Rückblick.

Es waren schwierige Anfänge. Müller berichtet, dass im April 1990 die Mitglieder des RKW-Fachbeirats Technik nach seinem Bericht aus der ostdeutschen Unterneh-

menwirklichkeit verstanden hätten, dass es ein langer Weg sein würde, bis Ost und West gleich leistungsstark wären. Viele Ostbetriebe waren auf den Weltmärkten nicht wettbewerbsfähig. Sanierungsberatungen waren folglich in den ersten Jahren das Hauptgeschäft des ostdeutschen RKW. Am besten gelang es, mit eigenen konkurrenzfähigen Produkten auf dem Markt Fuß zu fassen. Beispielhaft verweist Müller auf das Automobilzulieferernetzwerk AMZ. Anfangs waren es wenige Unternehmen, die sich mühsam in die Lieferketten der großen Hersteller einklinken konnten. Heute gibt es in Sachsen eine leistungsstarke Zuliefererindustrie und einige Werke großer Marken. Das RKW in Sachsen hat das AMZ initiiert und koordiniert das Netzwerk bis heute.

Eine Erfolgsgeschichte

Das AMZ ist nur ein Beispiel für den erfolgreichen Aufbau mittelständischer Strukturen zwischen Elbe und Oder. 40 Millionen DM an Fördermitteln hat das RKW gemeinsam mit dem Bundesministerium für Wirtschaft bis Februar 1994 in ungefähr 4.300 Klein- und Mittelbetriebe investiert, hieß es in einer ersten Bilanz der Geschäftsführung. Damit wurden 3.000 Unternehmensberatungen und 1.300 innerbetriebliche Weiterbildungen gefördert. Dazu kamen 1.200 überbetriebliche Weiterbildungsveranstaltungen. Dem ersten oben erwähnten Förderprojekt folgten weitere für Marketing und Qualität.

Das RKW in Dresden konnte ab Mitte der 90er-Jahre auf Berater und Trainer aus den „Altbundesländern“ verzichten, es waren genügend ostdeutsche Mitarbeiter qualifiziert worden. Und für die Förderung der Unternehmen standen Landesmittel zur Verfügung. Die Landesgruppe wuchs und wuchs, heute zählt der RKW-Verein in Sachsen gut 200 Mitglieder. Und auch Helmut Müllers Team wuchs, von vier auf über 50 Mitarbeitende. Nach wenigen Jahren war die Geschäftsstelle in Dresden die umsatzstärkste im gesamten RKW-Verbund.

Aber die Aufbaujahre sind vorbei. „Es waren spannende Zeiten“, erinnert sich Müller. „Wir mussten immer wieder schnell reagieren, wenn etwas nicht rund lief. Heute haben wir eine ganz andere Unternehmenskultur in den Unternehmen erreicht.“ Und die Unternehmen stehen vor ganz anderen Herausforderungen, wie beispielsweise der Digitalisierung. Auch bei dieser Transformation können sie auf das RKW bauen: Mit „Digitalisierung“ und „Arbeiten 4.0“ befasst sich ein großer Teil der knapp 1.000 Beratungen im Jahr – mehr als 6.300 Beratertage der ostdeutschen RKW-Vereine und GmbHs drehen sich um diese Themen. Dazu kommen etwa 300 Weiterbildungsveranstaltungen im Jahr mit über 2.700 Teilnehmern. Das RKW unterstützt den Mittelstand – in Ost und West – auch bei der Transformation in die digitale Zukunft zuverlässig und kompetent.

Ach was!
Echt?

Statistiken
mal anders



Autorin:

Sarah Schuppener ist Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
beim RKW Kompetenzzentrum. schuppener@rkw.de



Stadt, Land, Fluss ... da wären wir wieder.
Und wenn wir jetzt in Statistiken denken: höher,
schneller, weiter ... Superlative gibt es innerhalb
Deutschlands ja viele:



Größte **Stadt** ist Berlin mit 3.652.640
Einwohnern (Stand 30.6.2019, Quelle: Amt für Statistik
Berlin-Brandenburg)

Größtes (Bundes-) **land** ist Bayern mit
70.542 Quadratkilometern



Längster **Fluss** ist der Rhein, er fließt
ganze 865 Kilometer auf deutschem Boden

Soweit, so bekannt. Und vielleicht auch noch, dass **Mecklenburg-Vorpommern** die **längste Küstenlinie** und
Bayern die **größte Waldfläche** hat. Aber dass der **Wald** mit Abstand am häufigsten in Brandenburg **brennt** (500 Brände
im Jahr 2018, Quelle: Bundesregierung/Statista 2018), das ist eher unbekannt. **Also her mit den anderen, nicht so
bekannten – oder gar überraschenden – Superlativen, die die Republik zu bieten hat!**

Die Hamburger sind am häufigsten Mitglieder
im **Fitness-Club** – 18,1 % der Bevölkerung gehen im
Studio sporteln. In Mecklenburg-Vorpommern
sind es nur 7,7 %. (Quelle: DSSV; Deloitte; Deutsche
Hochschule für Prävention und Gesundheitsmanagement/
Statista 2017)

Die **meisten Morde** geschehen in Bremen mit 10,4 Morden
pro 100.000 Einwohnern, die wenigsten in Brandenburg mit
1,5 Morden pro 100.000 Einwohnern. (Quelle: Bundeskriminal-
amt/2018). Ach, und der beliebteste ARD-„**Tatort**“ spielt in
Münster. (Quelle: ARD/Meedia/2018)

Die **längste Seilhängebrücke**
hängt im Gebiet Oberharz/Brocken in
Sachsen-Anhalt und ist sage
und schreibe 483 Meter lang ... Uaah!



Und jetzt wird es wirklich kurios: München hatte in den Sommern seit 1986
im Schnitt nicht nur die meisten „**Sommersonnentage**“ (= Tage über 25 Grad),
sondern auch die meisten „**Sommerregentage**“ (= Tage mit mehr als 2 Litern
Niederschlag pro m²) – also beim Bummel über den sommerlichen Viktualien-
markt immer Sonnencreme und Regenschirm einpacken! (Quelle: SZ/ Auswer-
tungen von Daten des Deutschen Wetterdienstes/1986-2016)

oder ... und zum Abschluss eine Quizfrage: Welche ist die größte **Baustelle** Deutschlands? ... Die Antwort wird vielleicht
überraschen: Der Neubau des Terminal 3 am Flughafen Frankfurt/M. ist die aktuell größte Baustelle und NICHT der
Flughafen Berlin-Brandenburg (BER). Dafür ist der BER eine der am längsten bestehenden Baustellen ... nämlich schon seit
2006. (Quelle: Zeppelin Rental/www.baublatt.de/2016 – Ranking nach ausgeschriebenem Bauvolumen)

Die **kleinste selbstständige Gemeinde**
Deutschlands ist die Hallig Gröde im nordfriesischen
Wattenmeer mit 7 Einwohnern.

Das höchste Aufkommen an
Haushaltsabfällen hat Rheinland-
Pfalz (527 kg/Einwohner), das
niedrigste Sachsen mit 339 kg/
Einwohner. (Quelle: Statistisches
Bundesamt/2017)

Der **älteste Baum** Deutschlands
(eine Sommerlinde) steht in
der hessischen Gemeinde
Schenklengsfeld und ist vermutlich
über 1.200 Jahre alt – der **dickste**
Baum ist auch eine Linde und steht
in Heede im Emsland. Mit ihrem
Stammumfang von circa 18 Metern
benötigt man 12-13 Erwachsene,
um den Baum zu umfassen.
(Quelle: www.baumpflegeportal.de)

Das meiste Geld für **Strafzettel**
bezahlen die Stuttgarter, nämlich
15 Euro pro Autofahrer pro Jahr.
(Quelle: Statista/2017)

Die meisten **Cabrios** sind
zugelassen im Landkreis Starnberg.
(Quelle: Check24/Statista/2018)

„Spreewaldgurken hatten Lieferschwierigkeiten, leider.“

Spätestens seit diesem Satz aus dem Film „Goodbye Lenin“ ist das krumme Knack-Gemüse aus Brandenburg zum Verkaufsschlager im vereinten Deutschland geworden. Doch die Essiggurke ist weit mehr. Mittlerweile ist sie Symbol einer ganzen Region und im Falle der Spreewaldkonserven Golßen GmbH, kurz Spreewaldhof, auch Beispiel gelungener Unternehmensentwicklung über die Wende hinaus. Egal ob im Berliner Flughafenshop, in der Schlemmeretage des KaDeWes auf dem Ku’damm oder im Münchner Supermarkt. Die Spreewaldgurke ist überall.



Autorin:

Julia Niles ist Chefredakteurin des RKW Magazins. niles@rkw.de



12.000 Tonnen Gurken entspringen jährlich dem größten Gurkenfeld Deutschlands, welches 128 Fußballfelder misst. Aber der Spreewaldhof macht nicht nur in Gurken, sondern betreibt darüber hinaus auch noch die größte Apfelschälanlage Deutschlands und macht alles ein und sauer an, was man sich so vorstellen kann.

109 Millionen Euro Umsatz im Geschäftsjahr 2018/2019 verzeichnete das Unternehmen mit 200 Festangestellten und bis zu 220 Saisonkräften und damit gehört der Spreewaldhof zu den größten Arbeitgebern der Region. Produktionsstätten sind neben Golßen auch noch Schöneiche und Szigetvar in Ungarn. Mit dem Standort in Ungarn wird das Produktportfolio um typische Rohwaren aus dieser Region wie Mais, Paprika und Kirschen erweitert.

Wer glaubt, die Spreewaldgurke und ihre gesunden Kollegen in Glas und Konserve seien nur in Deutschland begehrt, der irrt.

Mittlerweile werden die 250 Produkte in über 30 Länder verkauft. Soviel zu den beeindruckenden Zahlen des Spreewaldhofs.

Die Geschichte ist es ebenso.

Obstplantage gesucht – Gurkenfabrik gefunden

Conrad Linkenheil Junior gründete 1892 zunächst eine Metzgerei, doch nur fünf Jahre später erweiterte er das Geschäftsmodell zu einer Kolonialwarenhandlung und entwickelte das Familienunternehmen zum Spezialisten in Sachen Obstkonserven.

Gut 90 Jahre nach der Gründung geht die Fabrik in die Hände der dritten Generation über, Karin Seidel (geb. Linkenheil) und ihr Bruder Konrad Linkenheil werden neue Geschäftsführer und treiben die Modernisierung des Unternehmens stetig voran.

Auf der Suche nach weiteren Obstplantagen schauten sich die Geschwister nach der Wende im „ehemaligen Osten“ um und stießen auf die Spreewaldkonserven Golßen GmbH. Die wiederum sah sich nach der Wiedervereinigung mit gesellschaftlichen und marktwirtschaftlichen Veränderungen konfrontiert und der einst sichere wirtschaftliche Erfolg geriet ins Schwanken. Als vorher volkseigener Betrieb fehlte es an Erfahrung mit der freien Marktwirtschaft und dem damit verbundenen freien Wettbewerb. Doch glücklicherweise hatten Region und Gurke es Karin Seidel und Konrad Linkenheil angetan und sie übernahmen das Unternehmen 1991. Ein schlauer Schachzug, denn die berühmte Essiggurke wollte trotz neu gewonnener Freiheit und aller Euphorie niemand missen. Im Gegenteil ... der „Ostalgie-Trend“ kam schnell und mit ihm ging der Erfolg des Spreewaldhofs in eine nächste Runde und die alteingesessene Konkurrenz aus dem Westen staunte vermutlich nicht schlecht.

Der Boden macht's

In der Auenlandschaft im Spreewald findet die Gurke offensichtlich die besten Bedingungen vor, um hervorragend zu gedeihen. Der Boden ist humusreich und locker und die Anzahl der Sonnenstunden passt optimal zum Regen. Die Erträge sind enorm und zwischen Juni und September wird jede Ranke bis zu 22-mal per Hand abgeerntet.

Nur konsequent, dass der Spreewaldhof sich dafür eingesetzt hat, dass sich nur Gurken, die wirklich von hier kommen und in der Region weiterverarbeitet werden, auch Spreewaldgurke nennen dürfen. „g.g.A. geschützte geografische Angabe“ nennt man so etwas. Für die Spreewald-Gurke gelten die strengen Qualitäts- und Herkunftsrichtlinien nun schon seit 1999. Wo Spreewaldgurke draufsteht, ist also auch Spreewaldgurke drin.

Wechselfruchtsystem und Tröpfchenbewässerung

Die Felder werden überwiegend von Vertragslandwirten nach den Prinzipien eines naturnahen, integrierten Anbaus im Wechselfruchtsystem bestellt. Das Prinzip des Vertragsanbaus ist nicht nur logistisch, sondern auch für die Produktion durch die Abhängigkeit von Wetter- und Erntebedingungen eine echte Herausforderung. Zum einen können wetterbedingte Schwankungen in der Erntemenge durch die Festlegung auf ein Erntegebiet nicht ausgeglichen werden. Zum anderen schwankt naturbedingt die Erntemenge von Tag zu Tag, was eine hohe Flexibilität in der Verarbeitung erfordert, um jede Größe und Menge feld- und tagesfrisch zu verarbeiten.



Der Vertragsanbau gewährleistet den Landwirten eine garantierte Abnahme der Ernte, im Gegenzug verpflichten sie sich zu einer definierten Art des Anbaus mit einer ressourcenschonenden Tröpfchenbewässerung.

Mittlerweile gehört das Familienunternehmen zu den größten Verarbeitern von Obst- und Gemüsekonserven in Deutschland. Seit 1991 wurden in den Standort Golßen über 100 Millionen Euro investiert. Bislang scheint der Spreewaldhof also alles richtig gemacht zu haben. Die Gurke gehört zur Region wie die Region zur Gurke.

Das Beispiel des Spreewaldhofs zeigt, wie eng Geschäftsmodell und geografische Lage doch zusammenhängen können und wie sich beides gegenseitig bedingt.

Stadt, Land ... Gesundheit

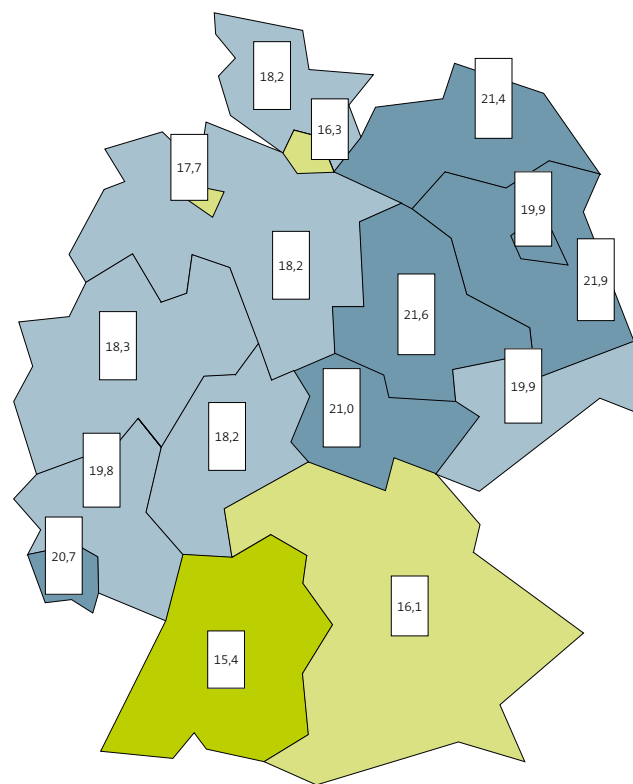
Wie gesund lebt man wo in Deutschland?

Deutschland ist ein kleines Land – verglichen mit Flächenländern wie den USA oder Russland. Doch schon allein auf unseren 357.386 km² gibt es teils deutliche regionale Unterschiede beim Thema Gesundheit. Aber wieso sind beispielsweise die Hamburger (vermeintlich) depressiver als Menschen im Ruhrgebiet, die aber wiederum häufiger an Muskel-Skelett-Erkrankungen leiden und welchen Einfluss haben diese Unterschiede auf Unternehmen? Leider lässt sich Gesundheit nicht einfach isoliert anhand eines Faktors analysieren und mit einer Zahl darstellen: Das Alter, der sozioökonomische Status, das individuelle Verhalten sowie die Arbeits- und Umgebungsbedingungen ergeben nur zusammen ein Bild über unsere körperliche und geistige Gesundheit. Und für alle diese Faktoren können regionale Unterschiede sichtbar gemacht werden.



Autorin:
Gabriele Held ist Referentin im Fachbereich „Unternehmensentwicklung und Fachkräftesicherung“ beim
RKW Kompetenzzentrum. held@rkw.de





Abweichungen der AU-Tage vom Bundesdurchschnitt

- mehr als zwei Tage unter dem Durchschnitt
- bis zwei Tage unter dem Durchschnitt
- bis zwei Tage über dem Durchschnitt
- mehr als zwei Tage über dem Durchschnitt

Durchschnitt

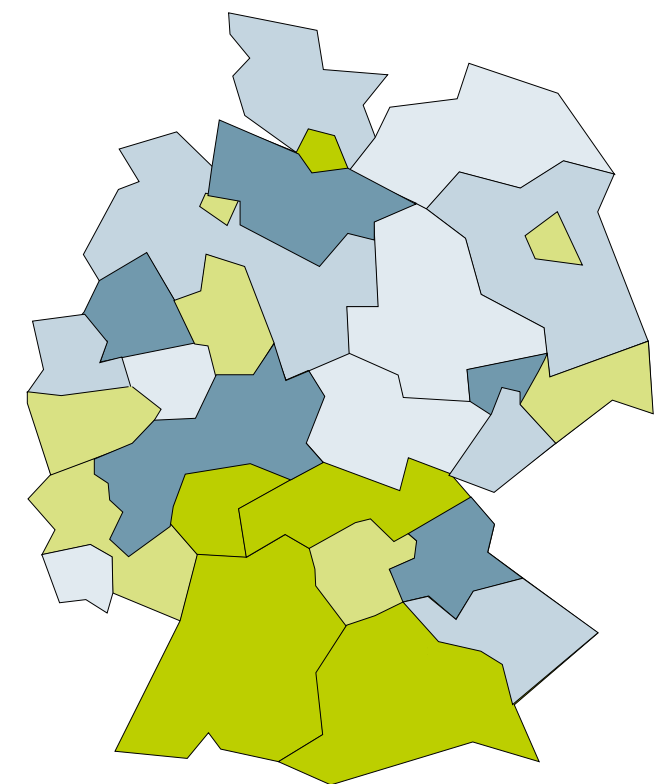
West	17,4
Ost	21,2
Gesamt	17,8

Quelle: BKK Gesundheitsreport 2014, eigene Darstellung

Mittlere Lebenserwartung eines Neugeborenen in Jahren

- bis unter 80,18
- 80,18 bis 80,54
- 80,54 bis 80,7
- 80,7 bis 81,3
- 81,3 und mehr

Quelle: www.inkar.de



Zahlen, Daten, Fakten

An Zahlen mangelt es in der Regel nicht, gerade Gesundheits- und Krankheitsdaten gibt es wie Sand am Meer. Hier den Überblick nicht zu verlieren, ist eine hohe Kunst. Im Folgenden werden daher einige Statistiken zu Fehlzeiten aus dem betrieblichen Umfeld, zum Alter und zur Lebenserwartung sowie zum Zufriedenheitsindex exemplarisch angeführt.

Fehlzeiten und Diagnosen nach Region

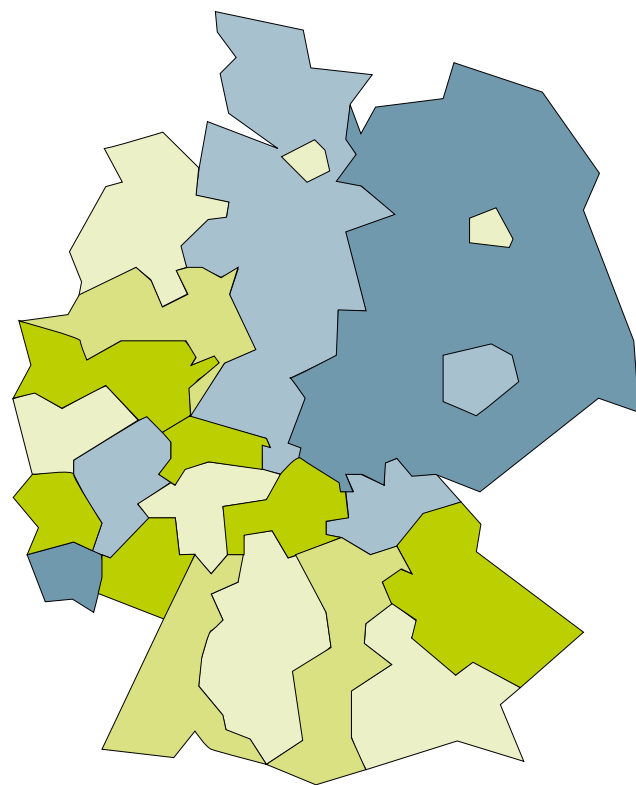
Laut Auswertung des BKK Gesundheitsreports 2014, der sich dezidiert mit regionalen Fragestellungen beschäftigt hat, gibt es auf Bundeslandebene größere Unterschiede bei der Häufigkeit und den Ursachen für Arbeitsunfähigkeiten. Die höchsten Krankenstände gab es mit 21,9 Tagen je Pflichtmitglied in Brandenburg, die wenigsten Fehlzeiten weist Baden-Württemberg mit 15,4 AU auf. Dabei unterscheiden sich nicht nur die Häufigkeiten, sondern auch die Ursachen: Baden-Württemberg weist unterdurchschnittlich wenige Herz-Kreislauf-Erkrankungen auf, in Ostdeutschland gibt es dafür weniger Infektions- und Atemwegserkrankungen.

Auch die jährliche Auswertung der Allgemeinen Ortskrankenkasse (AOK) im Fehlzeiten-Report machte 2018 Aussagen zu regionalen Unterschieden. Besonders deutlich wurden diese zwischen Städten: So erkrankten Beschäftigte im Ruhrgebiet überdurchschnittlich häufig an Muskel-Skelett-Erkrankungen, während in Hamburg besonders häufig psychische Erkrankungen diagnostiziert werden (15,3 Prozent zu 11,2 Prozent im Bundesdurchschnitt).

Lebenserwartung nach Regionen

Neben der Fehlzeitenstatistik, die unmittelbare betriebliche Konsequenzen hat, könnte auch die Lebenserwartung darüber Aufschluss geben, wie gesund man in Deutschland lebt. Guckt man auf die aktuelle Sterbestatistik, so ist die Lebenserwartung für Neugeborene in den letzten Jahr(zehnt)en kontinuierlich gestiegen, auch wenn sich der Trend verlangsamt: Bessere Gesundheitsversorgung, weniger tödliche Unfälle und ein insgesamt höherer Lebensstandard sind einige Faktoren für diese Entwicklung.

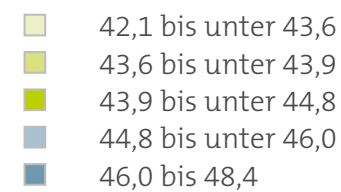
Bezogen auf regionale Unterschiede fällt beispielsweise auf, dass die Lebenserwartung im Süden Deutschlands höher als im Osten ist. Allerdings gibt es auch hellblaue Flecken im Ruhrgebiet sowie dunkelgrüne Flecken verteilt über die Republik. Aber Achtung: Seit der Wiedervereinigung haben sich bezogen auf die Lebenserwartung sowohl die regionalen Unterschiede – insbesondere zwischen Ost und West –, aber auch die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen verringert, so die Erkenntnisse des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR).



Durchschnittsalter der Bevölkerung

Jahr: 2017

Raumbezug: Kreise und kreisfreie Städte



Quelle: Regionalatlas Deutschland

Dass Netzwerke fruchtbar sein können, zeigt auch der RKW-Arbeitskreis „Gesundheit im Betrieb“, der seit fast 25 Jahren die Akteure des betrieblichen und staatlichen Arbeits- und Gesundheitsschutzes in Hessen zusammenführt, sodass für Unternehmen in Kooperation passgenaue und regionale Angebote entwickelt werden können.

Mehr Informationen unter www.infoline-gesundheitsfoerderung.de

Literatur & Links

Glücksatlas Deutschland 2019: www.gluecksatlas.de

Knieps, F.; Pfaff, H. (2014): BKK Gesundheitsreport 2018 – Arbeit und Gesundheit Generation 50+, Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Berlin.

Knieps, F.; Pfaff, H. (2014): BKK Gesundheitsreport 2014 – Gesundheit in Regionen, Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Berlin.

Meyer, M.; Wenzel, J.; Schenkel, A. (2018): Krankheitsbedingte Fehlzeiten in der deutschen Wirtschaft im Jahr 2017. In: Badura, B. et al.: Fehlzeitenreport 2018, Springer Verlag, Berlin Heidelberg.

Regionalatlas Deutschland der statistischen Ämter des Bundes und der Länder: www.destatis.de/regionalatlas

Lebe heiter, lebe froh ...

Teils deutliche Unterschiede im Krankenstand und bei der Lebenserwartung gibt es also – und bei der Zufriedenheit? Der kürzlich erschienene Glücksatlas 2019 ordnet die Bundesländer nach ihrer Lebenszufriedenheit ein. Schleswig-Holstein ist und bleibt Spitzenreiter, Hessen belegt erstmals Platz 2. Das Schlusslicht bilden Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg. Und insgesamt? Wir Deutschen sind so glücklich wie nie zuvor!

Einige Erklärungsversuche

Ein wesentlicher Erklärungsfaktor ist das Alter der Bevölkerung in den Regionen: Wenn statistisch die Verzerrungen durch Alter und Geschlecht herausgerechnet werden, relativieren sich laut dem Fehlzeitenreport die Unterschiede in den Krankenständen und die Bundesländer rücken weiter zusammen.

Insgesamt ist jedoch der Unterschied zwischen den Bundesländern in puncto durchschnittliches Lebensalter beachtlich: Während in den ostdeutschen Bundesländern das Durchschnittsalter bei 46 Jahren und mehr liegt, liegen fast alle westlichen Regionen deutlich darunter.

Die Unterschiede zwischen einzelnen Städten wurden bereits angesprochen, hier gilt die Faustregel: Je höher der Akademikeranteil, desto besser sind die Krankheitsquoten. Laut Fehlzeitenreport 2018 hatte von den einwohnerstärksten deutschen Städten München in 2017 mit 31,4 Prozent den höchsten Akademikeranteil unter

den Beschäftigten. In Gelsenkirchen lag der Anteil bei nur 10 Prozent. Akademikern wird allgemein eine gesündere Lebensweise mit besserem Zugang zur Gesundheitsversorgung zugesprochen, die sich bei den Fehlzeiten bemerkbar macht.

Regionale Strukturdaten sowie sozioökonomische Faktoren sind also insgesamt gesehen wichtige Variablen, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu erklären. Legt man die Karten visuell übereinander, wird deutlich, wie stark Krankenstände, Lebenserwartung, Durchschnittsalter und Einkommen miteinander korrelieren. Man kann vermuten, dass sich dies bis auf kommunale Ebene hinunterzieht.

Und noch eine Erkenntnis am Rande: Hamburg hat – wie bereits angedeutet – den höchsten Anteil an psychischen Erkrankungen. Die Dichte an Psychotherapeuten liegt aber laut BKK Gesundheitsreport 2014 auch bei mehr als dem Doppelten des Bundesdurchschnitts.

Was können Betriebe tun?

Die Gegebenheiten in den verschiedenen Regionen Deutschlands in Sachen Gesundheit unterscheiden sich, das geben die Statistiken mehr als deutlich wieder. Für die Betriebe heißt dies, sich darauf einzustellen. In allererster Linie gilt es, sich personalpolitisch auf die verfügbaren Fachkräfte zu konzentrieren. Dabei lässt es sich im regionalen Netzwerk mit anderen Unternehmen, der Wirtschaftsförderung, den Krankenkassen vor Ort und anderen Akteuren wahrscheinlich am besten an die regionalen Spezifika herantasten. Gerade in strukturschwachen Regionen (besonders auch in Hinsicht auf die Verfügbarkeit von Fachärzten) können Kooperationen die Beschäftigten dabei unterstützen, zu einer guten Versorgung zu gelangen.

Wo sich Deutschlands Gründer wohl(er) fühlen

Gründungsaktivitäten in Deutschland im Bundesländer-Vergleich

Unternehmensgründungen sind primär ein regionales Ereignis. Der Schritt, sich selbstständig zu machen, hängt jedoch von einer Reihe verschiedener Faktoren ab. Die tatsächliche Umsetzung wird unter anderem davon beeinflusst, inwiefern Gründungsinteressierte günstige Bedingungen für einen Schritt in die Selbstständigkeit in ihrem regionalen Umfeld vorfinden und wahrnehmen ... oder eben nicht.

Der Fokus in diesem Artikel liegt daher auf den regionalen Unterschieden innerhalb des deutschen Gründungsgeschehens, betrachtet auf Ebene der Bundesländer. Die dargestellten Ergebnisse stammen aus dem Global Entrepreneurship Monitor (GEM), den das RKW Kompetenzzentrum für Deutschland gemeinsam mit dem Institut für Wirtschafts- und Kulturgeographie der Leibniz Universität Hannover durchführt. Bei den vorgestellten Werten pro Bundesland handelt es sich um den Mittelwert der Befragungsjahre 2014-2018, um statistisch belastbare Ergebnisse sicherzustellen.



Autoren:

Dr. Natalia Gorynia-Pfeffer ist Referentin im Fachbereich „Gründung und Innovation“ beim RKW Kompetenzzentrum. gorynia@rkw.de

Armin Baharian ist Referent im Fachbereich „Gründung und Innovation“ beim RKW Kompetenzzentrum. baharian@rkw.de

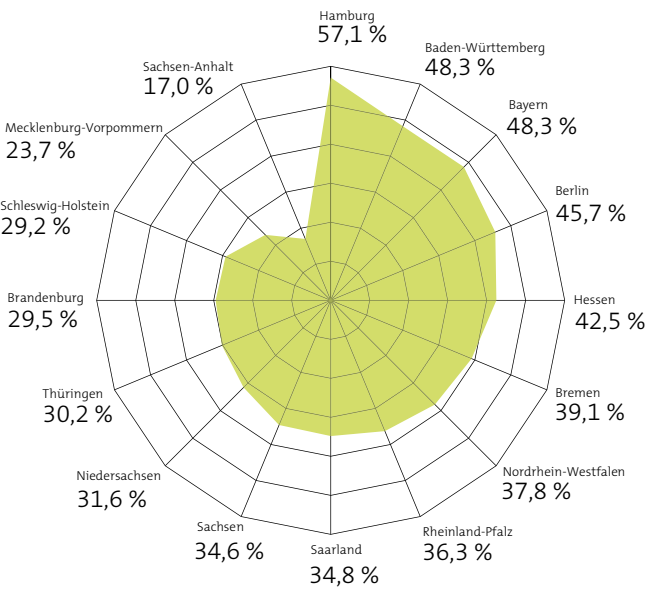


Die Wahrnehmung von Gründungschancen variiert von Bundesland zu Bundesland erheblich.

Die Einschätzung der Gründungschancen in Deutschland ist – insgesamt betrachtet – in den letzten Jahren optimistischer geworden und erreichte 2017 den höchsten Wert seit Beginn der Erhebungen im Rahmen des GEM: 42,1 Prozent der Befragten sahen zum Befragungszeitpunkt gute Gründungsmöglichkeiten. Diesen sehr erfreulichen Wert bestätigt die ähnlich positive Einschätzung aus dem Jahr 2018 (42 Prozent). Somit hat sich in Deutschland gründungsklimatisch einiges verbessert. Hierzu hat – neben anderen Faktoren – auch die Gründungspolitik von Bund, Ländern und Kommunen mit zahlreichen Programmen und Initiativen einen Beitrag geleistet.

Die individuelle Einschätzung der Gründungschancen differiert jedoch im regionalen Vergleich zugunsten einzelner westdeutscher Bundesländer: So schätzen 57 Prozent der Befragten aus Hamburg, gefolgt von rund 48 Prozent aus Bayern und Baden-Württemberg die Gründungschancen für die nächsten sechs Monate als „gut“ ein, dort ist das Gründungsklima im Bundesvergleich also am günstigsten. Dagegen fällt die Wahrnehmung von Gründungschancen in Sachsen-Anhalt (17 Prozent), Mecklenburg-Vorpommern (23,7 Prozent) und Schleswig-Holstein (29 Prozent) am geringsten aus.

Die Differenzen zwischen den einzelnen Regionen sind also teilweise sehr groß und werden unter anderem auch durch die jeweilige (Wirtschafts-)Struktur der Bundesländer beeinflusst. Die Attraktivität großer Ballungszentren zieht Gründungswillige natürlich grundsätzlich an. Allerdings stehen infrastrukturellen Vorteilen von großen Metropolregionen mit einer guten wirtschaftlichen Lage auch hohe Kosten, geringe Verfügbarkeit von Büroflächen sowie ein Gehaltswettbewerb um leistungsfähige Mitarbeiter gegenüber. In den neuen Bundesländern sind in dieser Hinsicht, insbesondere in ländlich geprägten Regionen, komparative Kostenvorteile zu erzielen. Doch haben es neue Firmen, die Privatkonsumenten ansprechen, hier wegen der im Durchschnitt etwas geringeren Kaufkraft etwas schwerer, genügend Kunden im direkten Umfeld zu gewinnen. Auch kann es für junge Unternehmen eine größere Herausforderung sein, gut ausgebildete Fachkräfte zu finden oder an den Standort zu binden. Grundsätzlich ist in großen Städten die Gründungsunterstützungslandschaft besser ausgebaut und vielfältiger. Gleichzeitig



Gründungschancen nach Bundesländern:

Anteil an allen Befragten pro Bundesland in Prozent, die in ihrer Region in den nächsten 6 Monaten gute Gründungschancen sehen

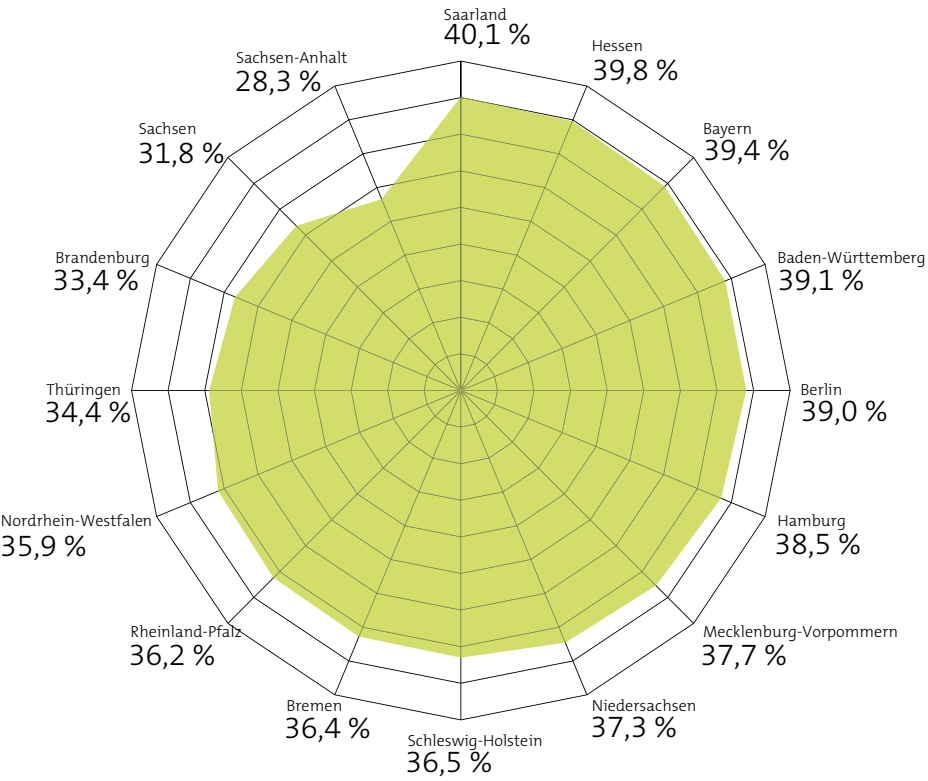
Datenquelle: GEM-Team Deutschland 2018

bestehen jedoch diesbezüglich in vielen Regionen durch eine stärkere Bündelung von Maßnahmen sowie intensive Kooperation zwischen den regionalen Stakeholdern große Chancenpotenziale.

Gründungsquote: Stadtstaaten und Hessen haben die Nase vorn

Und wie stellt sich das tatsächliche Gründungsgeschehen im Bundesländervergleich dar? Besonders häufig wird der Schritt in die berufliche Selbstständigkeit in den Stadtstaaten Berlin, Hamburg und Bremen sowie in Hessen gewagt. Bayern, Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein bilden die Bundesländergruppe mit der zweithöchsten Gründungsquote. In Rheinland-Pfalz sowie in den neuen Bundesländern (mit Ausnahme von Thüringen) wird hingegen im Bundesvergleich am seltensten gegründet.

Die den Bundesländern entsprechenden Werte der TEA-Quote (Total Early-stage Entrepreneurial Activity) sind in



Gründungsfähigkeiten nach Bundesländern: Anteil an allen Befragten pro Bundesland in Prozent, die nach ihren Angaben über das Wissen, die Fähigkeiten und die Erfahrung zur Unternehmensgründung verfügen

Datenquelle: GEM-Team Deutschland 2018

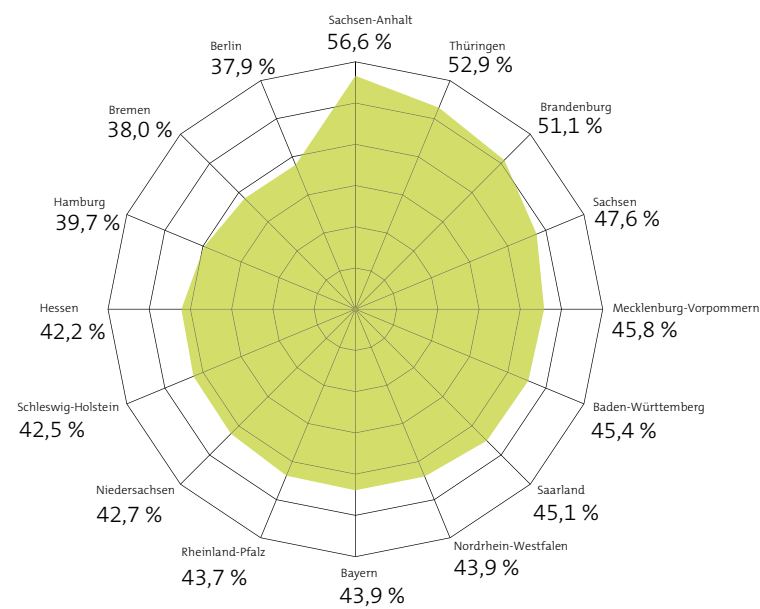
Abbildung 2 dargestellt. Bei der Betrachtung der tatsächlichen Gründungen wird deutlich, dass an der Tabellenspitze in der Regel eine Übereinstimmung mit der Einschätzung der Gründungschancen besteht: Die Regionen mit den meisten Gründungen – Berlin, Hamburg, Bremen sowie Hessen – schneiden bei den wahrgenommenen Gründungschancen ebenfalls überdurchschnittlich ab. Gleichzeitig lässt sich auch am Tabellenende eine gewisse Deckungsgleichheit feststellen: So werden in Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg die Gründungschancen als eher negativ bewertet und die Anzahl an tatsächlichen Gründungen ist ebenfalls gering. Es gibt jedoch auch vereinzelte Bundesländer, in denen beide Werte auseinanderliegen. So wird in Thüringen etwas häufiger gegründet, als es die Bewertung der Gründungschancen vermuten lassen würde.

Die Einschätzung der Gründungsfähigkeiten ist gleich(-mäßiger) verteilt

Bei der Analyse der Einschätzung der Gründungsfähigkeiten sind, anders als bei der vorangegangenen Betrachtung der Gründungschancen, die Unterschiede zwischen den Befragten aus den einzelnen Bundesländern deutlich geringer. Hier schätzen 40 Prozent der Befragten aus dem

Saarland und knapp 40 Prozent aus Hessen, Bayern sowie Baden-Württemberg, dass sie über das nötige Wissen, die Fähigkeiten und die Erfahrung zur Unternehmensgründung verfügen. Dahingegen besteht in Sachsen-Anhalt (28,3 Prozent), Sachsen (31,8 Prozent), Brandenburg (33,4 Prozent) sowie in Thüringen (34,4 Prozent) noch ein größerer Qualifizierungsbedarf. Das Saarland (Platz 1 im Ranking) unterscheidet sich nur um knapp 12 Prozentpunkte von Sachsen-Anhalt (16. Platz im Ranking). Zwischen dem 1. und dem 16. Platz im Ranking der Wahrnehmung der Gründungschancen lagen hingegen rund 40 Prozentpunkte. Dieser deutliche Unterschied in der Wahrnehmung der externen Faktoren gegenüber den eigenen Fähigkeiten deutet darauf hin, dass in den Bundesländern mit einer geringeren Gründungsquote ein noch nicht ausgeschöpftes Gründungspotenzial vorhanden ist.

Die TEA-Quote (Total Early-stage Entrepreneurial Activity) bezeichnet den Prozentanteil derjenigen 18- bis 64-Jährigen, die während der letzten 3,5 Jahre ein Unternehmen gegründet haben und/oder gerade dabei sind, ein Unternehmen zu gründen.



Angst vor dem Scheitern als Gründungshemmnis nach Bundesländern:

Anteil an allen Befragten pro Bundesland in Prozent, die aufgrund der Angst vor dem Scheitern von einer Gründung absehen würden

Datenquelle: GEM-Team Deutschland 2018

Die Angst vor dem Scheitern ... ist in allen Bundesländern ein Thema

Eine weitere untersuchte Einflussgröße im GEM ist die Angst vor dem Scheitern. Über die Hälfte der Befragten aus Sachsen-Anhalt, Thüringen und Brandenburg sind der Meinung, dass sie aufgrund des Risikos eines Fehlschlags von einer Gründung absehen würden. Dagegen würden wegen der Angst vor Scheitern lediglich knapp 40 Prozent der Bürger aus den Stadtstaaten Berlin, Bremen und Hamburg auf eine Gründung eines Unternehmens verzichten. Auch in diesem Punkt sind die Unterschiede zwischen den Bundesländern wieder weniger stark ausgebildet als bei der Wahrnehmung der Gründungschancen.

Es fehlt in Deutschland insgesamt an einer „Kultur der zweiten Chance“. Bei vielen Menschen in Deutschland kommt es daher gar nicht zu einer zweiten Chance, weil sie wegen eines möglichen Misserfolgs nicht einmal die erste Chance genutzt haben, um ein eigenes Unternehmen zu gründen. Eine repräsentative Studie der Universität Hohenheim unter Deutschen im berufstätigen Alter gibt an, dass 40 Prozent der Befragten die Meinung teilen, „man solle kein Unternehmen gründen, wenn das Risiko des Scheiterns bestünde“.

Wie wird Deutschland in allen Regionen zum „Gründungsland“?

Der Frage, was getan werden kann, um zu einem „Gründungsbundesland“ zu werden, wird im qualitativen Teil der GEM-Befragung nachgegangen, indem mögliche Handlungsoptionen verfasst werden. Exemplarisch werden nachfolgend drei der Maßnahmen herausgegriffen:

1. Die Etablierung eines Schulfachs „Wirtschaft“ in allen Bundesländern kann dazu beitragen, unternehmerisches Wissen, Denken und Handeln sowie die Nutzung von (sozial-)ökonomischen Chancen mittelfristig in der Gesellschaft zu stärken.
2. Die Unternehmensnachfolge stellt ebenfalls eine gute Option für einen Start in die unternehmerische Selbstständigkeit dar. Bei den Industrie- und Handelskammern zeigt sich in den Gründungsberatungen, Seminaren und Nachfolgetagen ein zunehmendes Interesse an der Option, ein bestehendes Unternehmen zu übernehmen (DIHK 2018). Die Bekanntheit dieser Gründungsoption sowie die Zusammenführung von Nachfolgeinteressierten mit passenden Betrieben sollte jedoch in einigen Regionen noch ausgebaut werden.

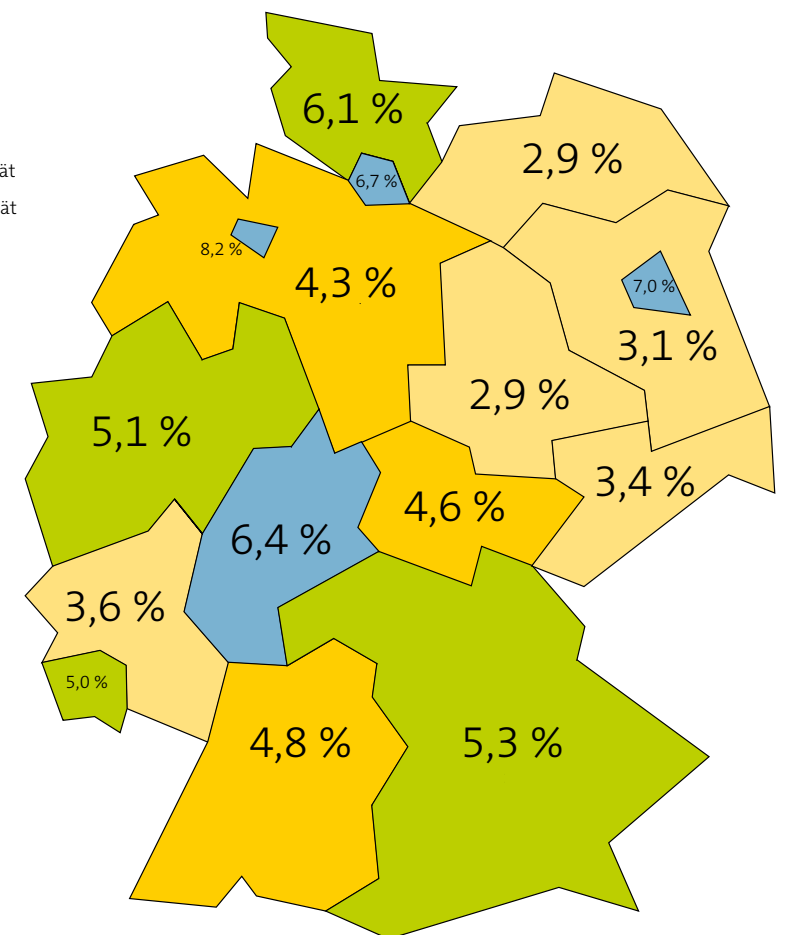
- ≤3,8 % Bundesländer mit sehr verhaltener Gründungsintensität
- ≤5,0 % Bundesländer mit eher verhaltener Gründungsintensität
- ≤6,2 % Bundesländer mit hoher Gründungsintensität
- ≤8,4 % Bundesländer mit sehr hoher Gründungsintensität

Mecklenburg-Vorpommern	2,9 %	≤3,8 %
Sachsen-Anhalt	2,9 %	≤3,8 %
Brandenburg	3,1 %	≤3,8 %
Sachsen	3,4 %	≤3,8 %
Rheinland-Pfalz	3,6 %	≤3,8 %
Niedersachsen	4,3 %	≤5,0 %
Thüringen	4,6 %	≤5,0 %
Baden-Württemberg	4,8 %	≤5,0 %
Saarland	5,0 %	≤5,0 %
Nordrhein-Westfalen	5,1 %	≤6,2 %
Bayern	5,3 %	≤6,2 %
Schleswig-Holstein	6,1 %	≤6,2 %
Hessen	6,4 %	≤8,4 %
Hamburg	6,7 %	≤8,4 %
Berlin	7,0 %	≤8,4 %
Bremen	8,2 %	≤8,4 %

Unternehmensgründungen in Deutschland

(Total Early-stage Entrepreneurial Activity) 2014-2018 nach Bundesländern in Prozent

GEM-Team Deutschland 2018



3. (Junge) Unternehmen brauchen eine zeitgemäße Infrastruktur: Eine vom Urbanisierungsgrad unabhängige, flächendeckende und lückenlose Versorgung mit symmetrischem Hochgeschwindigkeitsinternet (gleich hohe Download- und Upload-Bandbreite) kann einen wichtigen Ansatzpunkt darstellen, um insbesondere schwächere (Gründungs-)Regionen zu stärken.

Solche Maßnahmen können jedoch nicht alleinig einen Wandel hin zu einer Gründerregion entfachen. Dazu braucht es gleichzeitig eine Veränderung in den Köpfen der Menschen – hin zu einem lokal entfachten „Unternehmergeist“. Wie die Bundeshauptstadt Berlin es vormacht, die bundesweit für ihre Startup-Kultur bekannt ist, können (mediale) Rollenvorbilder „vor der eigenen Haustür“ mithelfen, eine gewisse Sogwirkung zu entfalten. Diese kann sich dann beispielsweise in einer hohen Akzeptanz von Gründern sowie einem Bild vom Schritt in die berufliche Selbstständigkeit als ganz normale Karriereoption unter vielen niederschlagen.

Literatur & Links:

DIHK - Deutscher Industrie- und Handelskammertag (2018): Unternehmensnachfolge 2018 - Große Herausforderungen, aber auch Lichtblicke. DIHK-Report zur Unternehmensnachfolge 2018. Zahlen und Einschätzungen zum Generationswechsel in deutschen Unternehmen. Berlin. https://www.dihk.de/ressourcen/downloads/dihk-nachfolgereport-2018.pdf/at_download/file?mdate=1546861567845

Kuckertz, A.; Mandl, C.; Allmendinger, M. (2015): Gute Fehler, schlechte Fehler – Wie tolerant ist Deutschland im Umgang mit gescheiterten Unternehmen?, Universität Hohenheim

Sternberg, R.; Wallisch, M.; Gorynia-Pfeffer, N.; von Bloh, J.; Baharian, A. (2018): Global Entrepreneurship Monitor (GEM). Länderbericht Deutschland 2017/18. Eschborn: RKW Kompetenzzentrum, Hannover: Institut für Wirtschafts- und Kulturgeographie, Leibniz Universität Hannover

Sternberg, R. et al. (2014-2017): Global Entrepreneurship Monitor (GEM). Länderbericht Deutschland, Institut für Wirtschafts- und Kulturgeographie, Leibniz Universität Hannover

Deutschland einig Abendbrot- land.

Eine Ode an die Stulle!



Autorin:

Julia Niles ist Chefredakteurin des RKW Magazins. niles@rkw.de



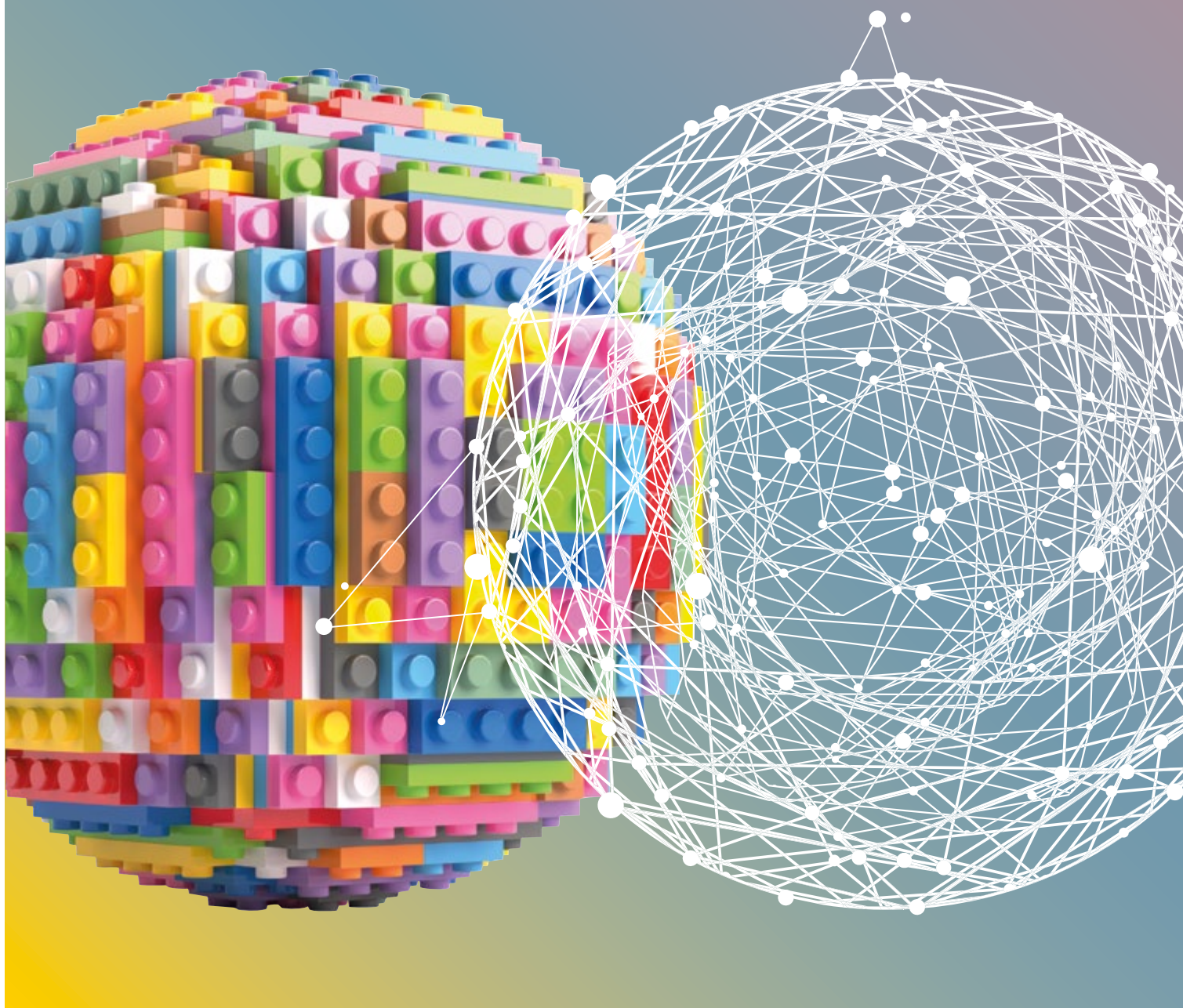
KOLUMNE

Bei meinen Recherchen zum Spreewaldhof (S. 36) kam mir der Gedanke, zusätzlich ein paar Zeilen über „das Abendbrot“ zu schreiben. Ja, Abendbrot, genau! Warum? Zum einen, weil ich beim Schreiben über saure Gurken an einen reich gedeckten Abendbrotisch denken muss und zum anderen, weil wir uns in diesem Heft mit den vielen regionalen Unterschieden und Herausforderungen in Deutschland beschäftigen und mir das „Abendbrot“ wie ein gemeinsamer Nenner in diesem Land erscheint. Denn das gibt es in jeder Ecke Deutschlands und dennoch überall ein wenig anders: mal auf Brettchen, mal auf Tellern. In Bayern landet der Obazda auf dem Tisch und im Norden eher eine Schillerlocke. Eine saure Gurke aus dem Glas lässt sich aber in der Tat fast überall finden. Und egal ob Schnitte, Fieze, Bemme, Kniffte, Bütterken oder Donge. Brotscheibe bleibt Brotscheibe – da ist sich Deutschland einig. Hauptsache acht Millimeter dick.

Abgesehen davon erlebt das Abendbrot an sich gerade ein Revival. Lange war es still um die spießige Tradition und kulinarisch wurden eher ferne Länder bereist. Aber warum in die Ferne schweifen, wenn das Graubrot liegt so nah? Und der Hunger auf eine leckere Stulle scheint auch irgendwie angeboren zu

sein, denn Sohn und Tochter fordern jeden Abend lautstark „Abendbrot“ ein. Und das, obwohl wir es ihnen bisher nicht wirklich vorgelebt haben, weil wir den unter vielen Eltern verbreiteten Anspruch hatten, den Kindern „was Frisches zu kochen“. Ich könnte mit den köstlichsten Kreationen um die Ecke kommen ... Butterbrot sticht! Sie lieben es einfach. Und ich kann es verstehen. Für jeden Geschmack ist beim „Abendbrot“ etwas dabei und es ist, zumindest aus Kindersicht, alles klar definierbar. Kein verstecktes Gemüse, keine für Kinder fragwürdigen Geschmäcker oder Konsistenzen. Selbst der Mann, eigentlich immer dankbarer Abnehmer meiner Kochkünste, antwortete kürzlich auf die Frage, was wir am Abend essen könnten: „Och, so’ne leckere Brotzeit wäre doch wieder mal was Feines“. Dank der Kinder haben wir das Abendbrot für uns wiederentdeckt und werden diese gemütliche Tradition ab nun vermehrt pflegen. Und ich finde es herrlich, zumal sich der Aufwand in Grenzen hält und die Küche einfach mal kalt und sauber bleibt!

Vielleicht ist es aber auch die Sehnsucht nach der Einfachheit, die ein Brot mit Schinken oder Käse in dieser komplizierten Welt für Klein und Groß stillen kann.



Denn die
Zukunft wartet
nicht

Azubis führen ihre
Ausbildungsbetriebe ins Zeit-
alter der Digitalisierung

Interessierte Teilnehmende



Keynote-Speaker Christoph Burkhardt (Tiny Box), während seines Vortrags



Dirk E. O. Westerheide (Vorstandsvorsitzender des RKW), Elke Büdenbender (Ehefrau des Bundespräsidenten), Dr. Mandy Pastohr (Geschäftsführerin des RKW Kompetenzzentrums), Christian Hirte (Staatssekretär beim Bundesminister für Wirtschaft und Energie), Dr. Martin Wansleben (Hauptgeschäftsführer Deutscher Industrie- und Handelskammertag)

Auszubildende mit Dirk E. O. Westerheide (Vorstandsvorsitzender des RKW), Christian Hirte (Staatssekretär beim Bundesminister für Wirtschaft und Energie), Dr. Martin Wansleben (Hauptgeschäftsführer Deutscher Industrie- und Handelskammertag), Dr. Mandy Pastohr (Geschäftsführerin des RKW Kompetenzzentrums)

Wenn mehr als 150 Gäste anreisen und Vertreter und Vertreterinnen der Politik vor Ort sind, um mit Auszubildenden über Digitalisierung zu sprechen, dann geht es um etwas Großes. Etwas Neues, eine Veränderung mit Strahlkraft. Und so standen die Azubis am 4. November 2019 bei der Veranstaltung „Digiscouts – Azubis digitalisieren ihren Betrieb“, zu der das Rationalisierungs- und Innovationszentrum der Deutschen Wirtschaft e. V. gemeinsam mit dem Deutschen Industrie- und Handelskammertag (DIHK) eingeladen hatte, im Mittelpunkt und warteten gespannt auf die Prämierung der besten Digitalisierungsprojekte.

Elke Büdenbender, die Ehefrau des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier prämierte gemeinsam mit Christian Hirte, dem parlamentarischen Staatssekretär beim Bundesminister für Wirtschaft und Energie die Gewinnerteams. In der Kategorie „Digitaler Fortschritt“ wurden die Auszubildenden der Kleiner GmbH Stanztechnik in Pforzheim ausgezeichnet, in der Kategorie „New Work“ gewannen die Azubis der Anselm Winterhalter Spedition

und Omnibusbetrieb aus Oberried und in der Kategorie „Kompetenzerwerb“ wurden die Auszubildenden der Schneiderwerkstatt und des Stickateliers Liebe-Lachen-Leben aus Willingen-Usseln prämiert. Zusätzlich wurde bei der Veranstaltung im Haus der Deutschen Wirtschaft in Berlin ein Sonderpreis an die SozDia Jugendhilfe, Bildung und Arbeit in Berlin und an das Kolping-Bildungswerk Frankfurt verliehen. Christian Hirte zeigte

sich beeindruckt von den Digiscouts, weil sie den Nutzen der Digitalisierung gerade für die Wettbewerbsfähigkeit der kleinen und mittleren Unternehmen zeigten. Elke Büdenbender lobte das Engagement der Digiscouts, mahnte aber auch, es müsse eine Arbeitswelt geschaffen werden, die niemanden zurücklasse. Digitalisierung dürfe die Gesellschaft nicht spalten.

Digiscouts – ein Projekt für die Zukunft

Ein langer und erfolgreicher Unternehmensweg ist kein Garant für eine rosige Zukunft. Im Gegenteil, nur wer Mut zur Veränderung beweist, kann erfolgreich bleiben. Die Digiscouts machen die Transformation von analog zu digital möglich. Dr. Mandy Pastohr, Geschäftsführerin des RKW Kompetenzzentrums, stellte die Meilensteine der Digiscouts vor. Mehr als einhundert Unternehmen und mehr als 360 Auszubildende waren bislang dabei, zahlreiche weitere folgen. Im Rahmen einer Ausstellung konnten sich die Gäste über die Projekte informieren und mit den Digiscouts ins Gespräch kommen.

Hund oder Essen? Die Entscheidungen der KI

Der Keynote-Speaker Christoph Burkhardt zeigte in seiner Präsentation auf eindrucksvolle und unterhaltsame Weise die Grenzen von Künstlicher Intelligenz auf. Während der

Mensch mühelos zwischen einem Muffin und dem Gesicht eines Chihuahua unterscheiden kann, braucht die KI hierfür Hilfe, weil die Ähnlichkeiten auf manchen Bildern zu groß sind. Christoph Burkhardt erläuterte, dass Prozesse zwar zunehmend digitalisiert und automatisiert würden, es aber den Menschen brauche, der Parameter vorgebe, Ergebnisse analysiere oder Schlussfolgerungen ziehe.

In einem Ausblick mit dem RKW-Vorstandsvorsitzenden Dirk E. O. Westerheide, Dr. Martin Wansleben, dem DIHK-Hauptgeschäftsführer, und Christian Hirte, dem parlamentarischen Staatssekretär beim Bundesminister für Wirtschaft und Energie, wurden Probleme und Lösungsansätze erörtert und auf die Notwendigkeit von weiterer Unterstützung für kleine und mittlere Unternehmen bei der Digitalisierung hingewiesen. Praxisorientierte Projekte und Hilfestellungen können entscheidend dazu beitragen, die gewachsenen Werte und Traditionen der kleinen Betriebe zu erhalten und neue, digitale Wege zu gehen. Insofern ging der Appell zum Veranstaltungsende an die kleinen und mittleren Betriebe, sich Unterstützung zu holen und einfach anzufangen, denn die Zukunft wartet nicht.

www.rkw-impulse.de



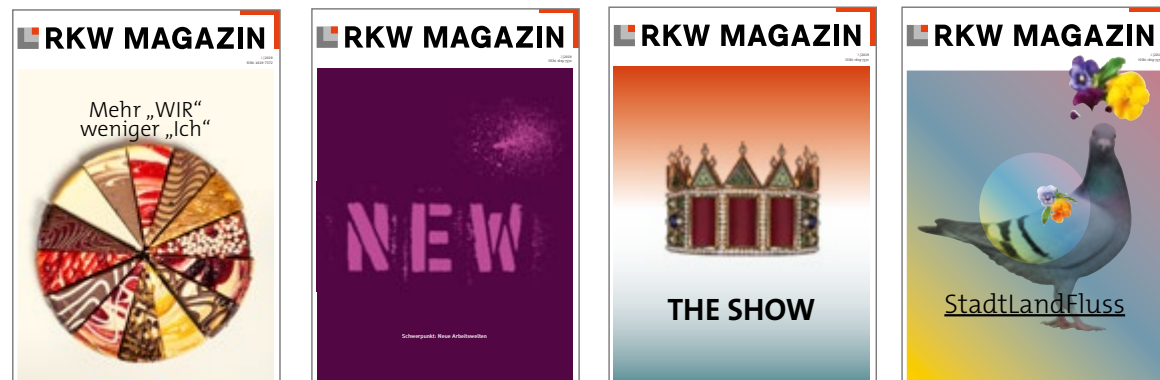
Das RKW trauert um Marion Schnick (Valter)

Marion Schnick war seit Mai 2017 Mitarbeiterin des RKW Kompetenzzentrums. Im Mittelpunkt ihres Wirkens im RKW stand die Unterstützung von kleinen und mittleren Unternehmen beim Gewinnen von Auszubildenden und der Stärkung der Attraktivität als Ausbildungsbetrieb. Besonders lag der Mathematikerin die Ausbildung von jungen Frauen in mathematischen, naturwissenschaftlichen und technischen Berufen am Herzen. Sie hat ihre Netzwerke eingebracht und so den Transfer des RKW intensiv unterstützt. Zuletzt hat sie im Projekt Digiscouts Unternehmen in zahlreichen Regionen begleitet.

Marion Schnick hat erst vor wenigen Wochen zum zweiten Mal geheiratet. Sie hat vier erwachsene Kinder. Sie verstarb plötzlich und unerwartet im Alter von nur 50 Jahren. Die Nachricht von ihrem Tod hat uns fassungslos, traurig und betroffen gemacht. Unser Mitgefühl gilt ihrem Mann und ihren Kindern.

Wir trauern um eine allseits geschätzte Kollegin. Wir trauern um eine hochkompetente Mitarbeiterin. Wir trauern um einen ganz besonderen Menschen, den wir vermissen werden.

Marion Schnick hinterlässt eine große Lücke in unser aller täglichem Leben und in der Arbeit des RKW.



Lob, Kritik, Anregungen – welches Magazin hat Ihnen 2019 am besten gefallen?
Wir freuen uns auf Ihr Feedback an: magazin@rkw.de.

Ihr RKW Magazin-Team

Neue Leiterin des Fachbereichs Gründung und Innovation beim RKW Kompetenzzentrum

Seit dem 1. Oktober leitet Prof. Dr. Simone Chlosta (45) den Fachbereich Gründung und Innovation beim RKW Kompetenzzentrum. Bisherige berufliche Stationen der Diplom-Psychologin und promovierten Wirtschaftswissenschaftlerin sind unter anderem die FOM Hochschule in Frankfurt und das Institut für Mittelstandsforschung in Bonn (IfM Bonn).

Wir wünschen Frau Prof. Dr. Simone Chlosta einen guten Start!

Neue Workshopreihe „Verwalten heißt gestalten“

Neu

Im Oktober 2019 startete die neue Workshop-Reihe „Verwalten heißt gestalten“ mit zwei Workshops in Siegen-Wittgenstein. Im ersten Tages-Workshop der neuen Reihe beschäftigten sich die Teilnehmer aus den Verwaltungen, Wirtschaftsförderungen, Industrie- und Handelskammern der Region eingehend mit Verwaltungsleistungen rund um den Unternehmensstart. Das Konzept des Workshops versetzt die Teilnehmer in die Position der Gründer. Sie sollen mit dieser neuen Sichtweise und mithilfe kreativer Methoden Optimierungspotenziale ausmachen und verstehen, wie sie ihre eigenen Verwaltungsleistungen nutzerfreundlicher gestalten können. Am Ende des Tages zogen die Teilnehmer sowie die Organisatoren des Workshops eine durchweg positive Bilanz.

Wenn Sie die Digitalisierung von gründungsbezogenen Verwaltungsleistungen Ihrer Organisation mit einem „Verwalten heißt gestalten“-Workshop fördern möchten, kontaktieren Sie uns gerne.

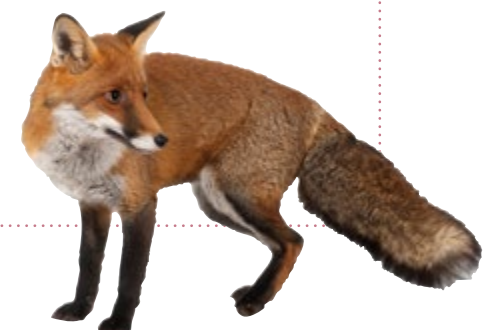
Ansprechpartnerin: Julia Rettig, rettig@rkw.de, 06196 495 3219
Mehr Informationen zum Workshop finden Sie unter rkw.link/gruendungdigital

Neues Tool Den (digitalen) Unternehmensstart vereinfachen

Verwaltungsarbeit nervt – auch bei der Unternehmensgründung. Dabei sind es – wie die RKW-Studie „Digitaler Unternehmensstart“ zeigt – oft Kleinigkeiten, welche die Verwaltungsarbeit erschweren. Auf der neuen Webseite www.ratgeber-digitale-Verwaltung.de zeigt das RKW Kompetenzzentrum anhand von Beispielen für die gute Praxis, wie man diese aus dem Weg räumen kann. Mit der Checkliste „Stolperfreier Unternehmensstart“ können Sie außerdem Ihre eigene Webseite und Verwaltungsleistungen unter die Lupe nehmen.

Mehr Information und Checkliste unter:
www.ratgeber-digitale-verwaltung.de

Ansprechpartnerin:
Julia Rettig, rettig@rkw.de, 06196 495 3219



Unsere Veranstaltungen

Datum	Titel	Kontakt
5. Februar 2020	Start Jahresreihe „AG Arbeitsschutz, Umwelt & Energie“, Kelsterbach	Simone Krsul, 06196 970228, s.krsul@rkw-hessen.de
6. Februar 2020	Seminar „Zeitmanagement und effektive Arbeitstechniken“, Nürnberg	Gaby Ferdinandi, 089 67004013, ferdinandi@rkwbayern.de
6. Februar 2020	Start Jahresreihe „AG Personal Nordhessen“, Kassel	Thomas Fabich, 0561 9309992, t.fabich@rkw-hessen.de
11. Februar 2020	Start Jahresreihe „AG Personal RheinMain“, Hofheim/Ts.	Simone Krsul, 06196 970228, s.krsul@rkw-hessen.de
13. Februar 2020	Start Jahresreihe „AG Assistenz“, Kelsterbach	Simone Krsul, 06196 970228, s.krsul@rkw-hessen.de
13. Februar 2020	Start Jahresreihe „AG Beratung Nordhessen“, Kassel	Thomas Fabich, 0561 9309992, t.fabich@rkw-hessen.de
14. Februar 2020	Start Jahresreihe „AG Beratung Rhein-Main“, Kelsterbach	Kay Uwe Bolduan, 06196 970255, k.bolduan@rkw-hessen.de
18. Februar 2020	Seminar „Kniggetraining für Auszubildende“, Taufkirchen bei München	Gaby Ferdinandi, 089 67004013, ferdinandi@rkwbayern.de
18. Februar 2020	Seminar „Reisekostenrecht Grundlagen“, Nürnberg	Gaby Ferdinandi, 089 67004013, ferdinandi@rkwbayern.de
18. Februar 2020	Start Jahresreihe „AG IT Services“, Besuch Digital Future Congress, Frankfurt/M.	Simone Krsul, 06196 970228, s.krsul@rkw-hessen.de
19. Februar 2020	Seminar „Vom Kollegen zur Führungskraft“, Nürnberg	Gaby Ferdinandi, 089 67004013, ferdinandi@rkwbayern.de
2. bis 3. März 2020	Start Jahresreihe „AG Verpackung“, Besuch Firma Creapaper, Düren	Klaus Werner, 06196 970226, k.werner@rkw-hessen.de
4. März 2020	Start Jahresreihe „AG Praktische Öffentlichkeitsarbeit“, Kelsterbach	Klaus Werner, 06196 970226, k.werner@rkw-hessen.de
11. März 2020	Start Jahresreihe „AG Einkauf und Beschaffung“, Kelsterbach	Klaus Werner, 06196 970226, k.werner@rkw-hessen.de
17. März 2020	Start Jahresreihe „AG Wirtschaftlicher Kundendienst“, Kelsterbach	Klaus Werner, 06196 970226, k.werner@rkw-hessen.de
19. März 2020	Seminar „Schichtplanung zeitgemäß gestalten“, Nürnberg	Gaby Ferdinandi, 089 67004013, ferdinandi@rkwbayern.de
19. März 2020	Start Jahresreihe „AG Wirtschaftliche Produktion“, Kelsterbach	Klaus Werner, 06196 970226, k.werner@rkw-hessen.de
23. März 2020	Seminar „Ihr Einstieg in den professionellen Einkauf“, Ingolstadt	Gaby Ferdinandi, 089 67004013, ferdinandi@rkwbayern.de
24. März 2020	Start Jahresreihe „AG Finanz-/ Rechnungswesen & Controlling“, Kelsterbach	Klaus Werner, 06196 970226, k.werner@rkw-hessen.de
26. März 2020	Seminar „Remote Führen“, Stuttgart	Gaby Ferdinandi, 089 67004013, ferdinandi@rkwbayern.de
26. März 2020	Seminar „Vertragsrecht für Nicht-Juristen“, Nürnberg	Gaby Ferdinandi, 089 67004013, ferdinandi@rkwbayern.de
31. März 2020	Seminar „Arbeitszeugnisse richtig schreiben und deuten“, München	Gaby Ferdinandi, 089 67004013, ferdinandi@rkwbayern.de

Unsere Unterstützungsleistungen vor Ort

RKW Bayern
089 6700400, www.rkwbayern.de

Projekt:
DigiTrain 4.0
Forschungsprojekt unter Mitarbeit des RKW Bayern e.V. für die gelingende Transformation von Unternehmen in die digitale Arbeitswelt.

Beratungen:
Unternehmensnachfolge
Der RKW Bayern e.V. unterstützt Sie beginnend mit einer realistischen Potenzialanalyse bis hin zur Begleitung im Übergabeprozess.

unternehmensWert:
Mensch plus
Geförderte Beratung (KMU) zu personalpolitischen und arbeitsorganisatorischen Innovationsprozessen in Zusammenhang mit digitalen Veränderungen. Der RKW Bayern e. V. ist Erstberatungsstelle für Schwaben und Oberbayern.

Arbeitskreis:
Erfahrungsaustauschkreise
Vernetzung, Erfahrungsaustausch, Wissensaufbau für kleine und mittlere Unternehmen bieten die RKW Erfahrungsaustauschkreise.

RKW Hessen
06196 970200 und 0561 9309990, www.rkw-hessen.de

Achtung:
ab 9. Dezember 2019 neue Adresse
Büro Südhessen:
Kleiner Kornweg 26-28, 65451 Kelsterbach, 06196 970200, www.rkw-hessen.de

Förderprogramme durch das Land Hessen und die EU

- Existenzgründung
- Übergabe & Nachfolge
- Design
- Umsetzung/Unternehmensentwicklung
- Coaching
- Energie- und Ressourceneffizienz
- Digitalisierung

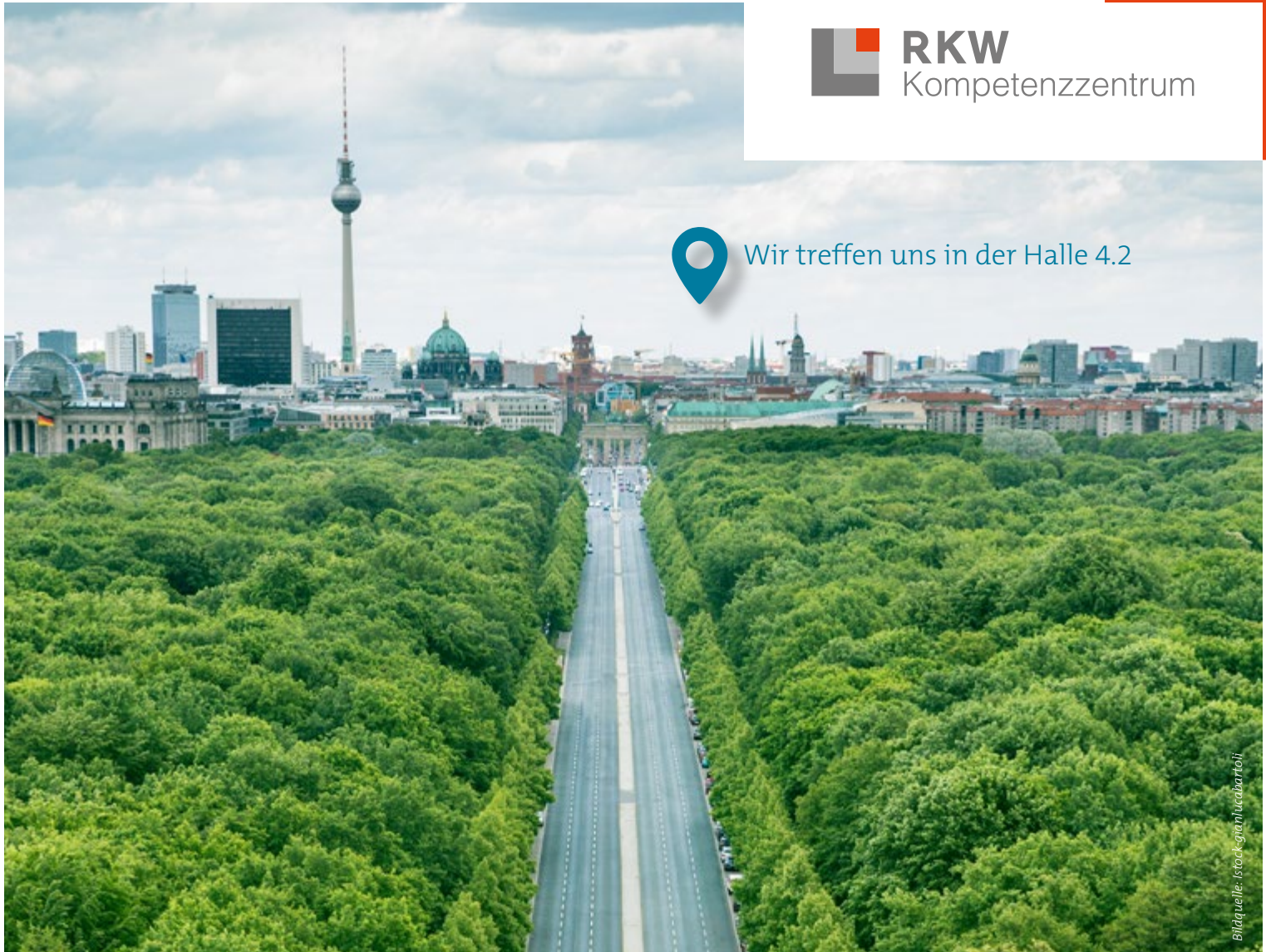
In Vorranggebieten wie z. B. Regierungsbezirk Gießen, Regierungsbezirk Kassel, Odenwald und Biblis greift ein höherer Fördersatz.



Wir wünschen Ihnen
friedliche Feiertage und einen guten Start
in das neue Jahr!



Wir treffen uns in der Halle 4.2



Bildquelle: iStockphoto/ucubartoli

RG-Bau auf der bautec 2020

Internationale Fachmesse für Bauen und Gebäudetechnik
vom 18. bis 21. Februar 2020, Messegelände Berlin

RG-Bau-Veranstaltungen im Rahmen der bautec 2020

*Mittwoch, 19. Februar 2020
10:30 bis 13:45 Uhr*

**Digitales Planen, Bauen und Betreiben –
Neue Ideen umsetzen und Erfolge sichern**
Fachkongress mit Preisverleihung
im Wettbewerb „Auf IT gebaut –
Bauberufe mit Zukunft“
Marshall-Haus, Messegelände Berlin
www.rkw.link/digibau20

*Donnerstag, 20. Februar 2020
10:30 bis 13:00 Uhr*

**Digitalisierung in der Bauwirtschaft –
Arbeitsalltag im digitalisierten Baubetrieb**
Fachveranstaltung
Raum Stuttgart, Messegelände Berlin
www.rkw.link/digiarbeit20

*Freitag, 21. Februar 2020
10:30 bis 13:30 Uhr*

Startup meets Baumittelstand
Workshop
Raum Stuttgart, Messegelände Berlin
www.rkw.link/startupbau20

Gefördert durch:



aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

bautech
Internationale Fachmesse für
Bauen und Gebäudetechnik

Mehr Infos unter:
www.rkw-kompetenzzentrum.de/rg-bau/
www.rkw.link/bautec20